Gefördert vom

Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

DJI
Deutsches
Jugendinstitut



Coming-out – und dann…?!

Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Claudia Krell
Kerstin Oldemeier

Unter Mitarbeit von Sebastian Müller

Druck der Broschüre









Das Deutsche Jugendinstitut e.V. ist ein zentrales sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut auf Bundesebene mit den Abteilungen „Kinder und Kinderbetreuung", „Jugend und Jugendhilfe", „Familie und Familienpolitik", „Zentrum für Dauerbeobachtung und Methoden" sowie dem Forschungsschwerpunkt „Übergänge im Jugendalter". Es führt sowohl eigene Forschungsvorhaben als auch Auftragsforschungsprojekte durch. Die Finanzierung erfolgt überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und den Bundesländern. Weitere Zuwendungen erhält das DJI im Rahmen von Projektförderungen vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, Stiftungen und anderen Institutionen der Wissenschaftsförderung.

Dr. Claudia Krell und Kerstin Oldemeier haben die Broschüre verfasst und waren für die qualitative Empirie zuständig. Sebastian Müller war für die Online-Befragung verantwortlich. Folke Brodersen unterstützte das Projekt bei der Organisation der Online-Befragung als wissenschaftliche Hilfskraft. Veronika Wierer hat als studentische Hilfskraft das Projekt unterstützt. Dr. Nora Gaupp begleitete das Projekt fachlich in ihrer Funktion als Leitung der Fachgruppe „Lebenslagen und Lebensführung Jugendlicher".

Coming-out – und dann…?!
Internet: http://www.dji.de

Nockherstraße 2, 81541 München
Telefon: +49 (0)89 62306-0
Fax: +49 (0)89 62306-162

Grafische Konzeption, Artdirection und Realisation
hs-design, Heike Schumacher, München

Druck
Druckfrei - Aigner, München

ISBN: 978-3-86379-172-8







Coming-out – und dann…?!

Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen



Lesbisch, schwul, bisexuell oder trans* zu sein, ist in unserer Gesellschaft noch immer nicht selbstverständlich. Menschen müssen ihre Empfindungen erklären, wenn sich ihre sexuelle Orientierung nicht (nur) auf das andere Geschlecht richtet oder wenn ihre geschlechtliche Identität nicht mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt. Diese Herausforderung gilt nochmals mehr für Jugendliche, da ein inneres Coming-out, d. h. die Bewusstwerdung der eigenen sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität oft im Jugend- oder jungen Erwachsenenalter stattfindet.

Lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Jugendliche und junge Erwachsene (LSBT*) sehen sich neben den altersgemäßen Anforderungen des Erwachsenwerdens zusätzlich mit Fragen konfrontiert wie: Fühle ich mich zu Jugendlichen des gleichen oder des anderen Geschlechts hingezogen? Oder zu beiden? Kann es sein, dass ich mich als „Mädchen" fühle, obwohl ich bisher als „Junge" groß geworden bin? Kann es sein, dass ich mich als „Junge" fühle, obwohl ich bisher als „Mädchen" groß geworden bin? Kann und will ich mein Geschlecht überhaupt als eindeutig „männlich" oder „weiblich" benennen? Nach einem inneren Coming-out müssen sich LSBT* Jugendliche darüber klar werden, ob und wenn ja wann und mit wem sie über ihr Empfinden sprechen wollen – ob sie also den Schritt eines äußeren Coming-out gehen wollen.

Das DJI-Forschungsprojekt „Coming-out – und dann…?!" befasst sich mit den Coming-out-Verläufen und Diskriminierungserfahrungen von LSBT* Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland: Wie erleben und gestalten sie ihr inneres und äußeres Coming-out? Welche Erfahrungen machen sie im Freundeskreis, in der Familie und an Bildungs- und Arbeitsorten? Das vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) geförderte Projekt erhebt erstmals bundesweit die Erfahrungen des Aufwachsens von LSBT* Jugendlichen. In qualitativen Interviews sowie einer quantitativen Online-Erhebung gaben über 5.000 Jugendliche Auskunft über ihre Empfindungen und Erfahrungen – allein diese Zahl zeigt, wie wichtig es LSBT* Jugendlichen ist, dass die Gesellschaft mehr über ihre Lebenssituation erfährt.

Die vorliegende Broschüre, finanziert von der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld, richtet sich an Interessierte aus Politik, Fachpraxis, Wissenschaft und Öffentlichkeit. Sie fasst die zentralen Forschungsergebnisse des Projektes in knapper Form zusammen. Im Rahmen eines Buches, das 2016 erscheinen wird, werden die Projektergebnisse vollständig und in ihrer vollen Komplexität dargestellt und diskutiert. Dort können auch intersektionale Aspekte von Migration, sozialer Herkunft oder Bildung ausführlich behandelt werden. Alle diejenigen, die neugierig auf mehr sind, müssen wir also noch um etwas Geduld bitten.

Bevor wir Ihnen nun eine interessante Lektüre wünschen, möchten wir unseren Dank aussprechen. Ein herzliches Dankeschön gilt an erster Stelle den Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die das Projekt durch ihre Offenheit und ihr Engagement möglich gemacht haben. Unser Dank geht zum Zweiten an alle diejenigen, die über eine Funktion im wissenschaftlichen Projektbeirat, die Verlinkung der Online-Erhebung oder in anderer Form zum Gelingen des Projektes beigetragen haben.

Mit besten Grüßen

Claudia Krell | Kerstin Oldemeier | S. Müller

Dr. Claudia Krell | Kerstin Oldemeier | Sebastian Müller

1

Besonders oder nicht?

Die Lebenssituationen von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Jugendliche wie alle anderen auch

Lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Jugendliche[1] sind zunächst und in erster Linie Jugendliche mit alterstypischen Lebensstilen, Wünschen und Zielen. Sie leben in unterschiedlichen Jugendkulturen, hören die dazugehörige Musik, kleiden sich entsprechend und pflegen kulturelle Praxen. Sie sind Angehörige einer Religion oder bezeichnen sich selbst als areligiös. Sie gehören unterschiedlichen sozialen „Schichten" an, die ihren Alltag prägen und den Besuch bestimmter Schulformen mehr oder weniger wahrscheinlich machen. Sie engagieren sich in Jugendorganisationen z. B. einer politischen Partei, der freiwilligen Feuerwehr, der Pfadfinderschaft oder der Naturschutzjugend. Sie verfügen über politisch-gesellschaftliche Einstellungen und Werthaltungen, die ihren Blick auf die Gesellschaft prägen. Je nach ihrer Herkunft können sie sich als Bürger_innen Deutschlands, als ihrem Herkunftsland zugehörig oder als junge Europäer_innen fühlen.[2] Diese Reihe von Beispielen ließe sich ohne Weiteres fortsetzen. Festzuhalten bleibt, dass die Lebensphase Jugend wesentlich durch eine Vielfalt an Zugehörigkeiten, Identitäten und Orientierungen gekennzeichnet ist.

LSBT* Jugendliche stehen damit vor den gleichen alterstypischen Entwicklungsaufgaben wie alle Jugendlichen. Aus jugendpsychologischer und -soziologischer Perspektive werden hierzu meist folgende Entwicklungsschritte gezählt: Entwicklung einer intellektuellen und sozialen Kompetenz, Entwicklung eines inneren Bildes von der eigenen sexuellen Identität, Bewältigung der Anforderungen in Schule, Ausbildung oder Studium, Veränderung und Pflege von Freundschaften, Ausprobieren und Eingehen von Partnerschaften, (Um)Gestaltung von Familienbeziehungen und Ablösung aus dem Elternhaus, Entwicklung von Kompetenzen für die Nutzung des Konsummarktes, Entwicklung eines stabilen Werte- und Normensystems sowie eines ethisch und politischen Bewusstseins (z. B. Hurrelmann, 2013; Oerter/Montada, 2002).

Auch teilen LSBT* Jugendliche mit allen Jugendlichen die aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen ihres Aufwachsens, sowie die häufig komplexen und teilweise widersprüchlichen Anforderungen. So existiert beispielsweise, wie im 14. Kinder und Jugendbericht dargestellt (vgl. BMFSFJ, 2013) die gesellschaftliche Erwartung einer lückenlos erfolgreichen Bildungs- und Ausbildungsbiografie, die möglichst „glatt" in den Arbeitsmarkt führen soll. Die Wirtschaft erwartet gut ausgebildete, „optimierte" junge Erwachsene. Die Verantwortung dafür, diesen Anforderungen zu entsprechen, wird dabei zu großen Teilen individuell an die Jugendlichen delegiert. Angesichts sozial selektiver Bildungs- und Ausbildungsoptionen ist dies gerade für Jugendliche, die keiner bildungsstarken Schicht angehören, kein leichtes Unterfangen.

Damit sind die allen Jugendlichen gemeinsamen Lebenslagen, Entwicklungsaufgaben und gesellschaftliche Anforderungen umrissen. Gleichzeitig – und das sei betont – leben LSBT* Jugendliche zusätzlich in einer besonderen Lebenssituation, die vom gesellschaftlichen Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt geprägt ist.

Gesellschaftliche Diskurse über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt als unausweichliche und entscheidende Kontexte für LSBT* Jugendliche

Die Liberalität gegenüber Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Trans* Personen hat in den letzten Jahrzehnten zugenommen und der gesellschaftliche Umgang mit nicht-heteronormativen Lebensweisen wird mehr und mehr Thema. Der Diskurs ist dabei von einem Spannungsverhältnis geprägt: Auf der einen Seite stehen Wahrnehmungen und Haltungen in der Gesellschaft, die diese Vielfalt akzeptieren, was auf ein neues Verständnis und eine neue „Normalität" sexueller und geschlechtlicher Vielfalt hindeutet. Auf der anderen Seite verstär-

1 Wenn im vorliegenden Text von Jugendlichen gesprochen wird, sind damit Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 14 und 27 Jahren gemeint.

2 Zur Schreibweise „gender_gap" siehe den Abschnitt „Klärung wichtiger Begriffe".

ken sich erneut konservative Standpunkte, die an heteronormativen Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit festhalten. Menschen, deren geschlechtliche Identität oder sexuelles Begehren nicht dieser Norm entsprechen, werden immer noch als das „Außen/Andere/Abweichende" gesehen und sind gesellschaftlichen Exklusionsrisiken ausgesetzt. Ein entpathologisierender Blick auf LSBT* Lebensweisen hat sich in der allgemeinen „Alltagswahrnehmung" noch nicht etabliert: Sie werden nach wie vor mit zahlreichen Defizitzuschreibungen versehen, z.B. eines „auffälligen" Lebensstils oder eines erhöhten Erkrankungsrisikos. Die heterosexuelle Cisgeschlechtlichkeit gilt, wie die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung immer wieder zeigt, weiterhin als „normale" sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität (vgl. z.B. Jäger, 2004). Für LSBT* Jugendliche ist also auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts die heteronormative Zweigeschlechtlichkeit die wesentliche Strukturbedingung für die Entwicklung ihrer geschlechtlichen und sexuellen Identität. LSBT* Jugendliche befinden sich damit durch ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität, die sich jenseits dieser gesellschaftlichen Norm bewegt, in einer vulnerablen Lebenssituation.

Besondere Anforderung an LSBT *Jugendliche und die Frage nach dem Coming-out

LSBT* Jugendliche stehen vor der Anforderung, sich in diesem Spannungsfeld mit ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität in der Gesellschaft zu verorten und sich individuell einen Lebensentwurf zu erarbeiten, der dem eigenen Erleben gerecht wird. Alterstypische Entwicklungsaufgaben müssen sie vor dem Hintergrund einer transgeschlechtlichen Identität oder nicht-heterosexuellen Orientierung bewältigen. Zu den Herausforderungen in ihrem Alltagsleben gehören zudem der Umgang mit unterschiedlichen Formen von Diskriminierung (z.B. in der Schule oder in der Öffentlichkeit) sowie die Frage nach der Notwendigkeit bzw. Freiwilligkeit eines Coming-outs und gegebenenfalls dessen Realisierung (vgl. Krell, 2013).

Der Prozess eines Coming-outs kann dabei in zwei Aspekten beschrieben werden. In der Phase der Bewusstwerdung (inneres Coming-out) geht es im Kern um die Frage: Wie und wann weiß ich, ob ich lesbisch, schwul, bisexuell oder trans* bin? Wie kann ich mir meiner sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität „sicher" sein? Nach der inneren Auseinandersetzung geht es für die Jugendlichen darum, sich klar zu werden, ob überhaupt und wenn ja wann und wem gegenüber sie sich outen möchten (äußeres Coming-out oder Going public). Trans* Jugendliche müssen zudem für sich klären, ob sie eine Transition anstreben oder nicht: Ob sie mit einem neuen, gewünschten Namen und dem neuen, gewünschten Pronomen angesprochen werden wollen, ob sie eine rechtliche Personenstandsänderung wollen und ob sie medizinische Transitionsschritte unternehmen möchten.

Beim inneren und äußeren Coming-out sind Personen aus dem nahen sozialen Umfeld bedeutsam: Gibt es Vertrauenspersonen, die während der inneren Auseinandersetzung ein offenes Ohr haben? Wie reagieren Eltern, Geschwister, Freund_innen, Mitschüler_innen oder Lehrkräfte? Verwenden sie gegenüber trans* Jugendlichen im alltäglichen Umgang das richtige Pronomen und den richtigen Namen? Nehmen Freundschaften durch ein Coming-out Schaden, oder stellen sie im Gegenteil Orte von Unterstützung und Rückhalt dar?

Häufig wird gefragt, ob ein äußeres Coming-out (heute noch) notwendig ist. Ein Coming-out erleichtert LSBT* Jugendlichen eine offene und selbstbestimmte Lebensführung. Damit ist ein Coming-out einerseits eine Strategie der Emanzipation. Andererseits kann ein Coming-out auch als normativer Bekenntniszwang verstanden und gefordert werden. Dieses Dilemma, etwas zutiefst Persönliches – die eigene sexuelle oder geschlechtliche Lebensweise – öffentlich zu machen, muss jede_r Jugendliche für sich aushandeln. Das ist eine enorme Herausforderung.

Forschungsbedarf: Es gibt viel zu tun

Um besser zu verstehen, wie gut LSBT* Jugendliche mit diesen Anforderungen umgehen können und wo sie mit besonderen Schwierigkeiten konfrontiert sind, wurde das Forschungsprojekt „Coming-out – und dann …?!" ins Leben gerufen. Bisher existieren in Deutschland kaum belastbare Erkenntnisse über die Bedingungen des Aufwachsens von LSBT* Jugendlichen. Die wenigen LSBT* Jugendforschungsprojekte haben meist eine regional begrenzte Gültigkeit. In großen Jugendstudien finden LSBT* Jugendliche kaum Berücksichtigung. Das erst im Entstehen begriffene gesellschaftliche Bewusstsein für die (Unterstützungs-) Bedarfe von LSBT* Jugendlichen macht die Studie unabdingbar.

Rechtliche Rahmenbedingungen

Lebenssituationen und Zukunftsoptionen von LSBT* Jugendlichen in Deutschland werden durch gesetzliche Grundlagen gerahmt. Im Umgang mit gleichgeschlechtlichen Lebensweisen haben sich seit den 1990er Jahren drei wesentliche rechtliche Bedingungen geändert. Seit 1992 wird „Homosexualität" in der internationalen Klassifikation von Krankheiten (ICD) der Weltgesundheitsorganisation nicht mehr als Krankheit eingeordnet. 1994 wurde der sogenannte „Homosexuellenparagraph" (§ 175 StGB) aus dem Strafgesetzbuch gestrichen, der sexuelle Handlungen unter cisgeschlechtlichen Männern zum Straftatbestand erklärte. Seit 2001 besteht das Gesetz über die Eingetragene Lebenspartnerschaft (LPartG) für gleichgeschlechtliche Paare. Bis 2009 musste hierfür eine Erklärung beim Notar abgegeben werden, inzwischen erfolgt die Begründung der Lebenspartnerschaft auf dem Standesamt. Bestehende Schlechterstellungen gegenüber Ehepartner_innen z. B. bei Erbschaften oder beim Ehegattensplitting wurden durch Beschlüsse des Bundesverfassungsgerichtes beseitigt. Nach wie vor dürfen Lebenspartner_innen allerdings gemeinsam kein Kind adoptieren, möglich sind eine Stiefkind-Adoption sowie eine sukzessive Zweit-Adoption.

Für trans* Personen war das Transsexuellen-Gesetz (TSG) von Januar 1981 ein rechtlicher Meilenstein. Das TSG war die erste rechtliche Grundlage, die eine Anpassung des Personenstandes möglich machte. Seit 1982 dürfen dieses Recht auch unter 25-Jährige in Anspruch nehmen. Durch zwei unabhängige psychologische Gutachten muss vorab bestätigt werden, dass der Wunsch im Gegengeschlecht zu leben, seit mindestens drei Jahren besteht und sich mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht mehr ändern wird. In einem Grundsatzurteil des Bundesverfassungsgerichtes wurde 2011 die bisher geltende Regelung einer, für eine Personenstandsänderung verpflichtenden Operation zur genitalen Geschlechtsangleichung und zur Herstellung der Unfruchtbarkeit außer Kraft gesetzt. Die bis dahin geltende Praxis wurde als „menschenrechtswidrig" erklärt, weil diese medizinischen Eingriffe eine nicht notwendige „schwere Beeinträchtigung der körperlichen Unversehrtheit" darstellen.

Klärung wichtiger Begriffe

Das Forschungsprojekt „Coming-out – und dann …?!" untersucht und beschreibt die Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen. Zum leichteren Verständnis der Forschungsergebnisse sollen im Vorfeld einige wichtige Begrifflichkeiten und ihre Verwendung kurz erläutert werden. Wir tun das in dem Bewusstsein, dass wir dabei komplexe interdisziplinäre Diskussionen verkürzen müssen.

Sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität

Die **sexuelle Orientierung** beschreibt die überdauernden, individuell unterschiedlichen Interessen eines Menschen bezogen auf das Geschlecht möglicher Partner_innen. Das „Sich-Hingezogen-Fühlen" kann Aspekte von emotionaler, romantischer und/oder sexueller Anziehung umfassen.

Bei **gleichgeschlechtlich orientierten** Menschen (Lesben und Schwulen) bezieht sich das emotionale und sexuelle Begehren auf Personen des gleichen Geschlechts. Der pathologisch konnotierte Begriff Homosexualität wird heute selten verwendet, da er zum einen den sexuellen Aspekt des Begehrens überbetont, zum anderen häufig ausschließlich mit schwulen Lebensweisen assoziiert ist und lesbische Frauen damit unsichtbar macht.

Bisexuelle Menschen fühlen sich zum gleichen sowie zum gegensätzlichen Geschlecht hingezogen.

Heterosexuelle Menschen fühlen sich ausschließlich oder vorwiegend zu Personen des gegensätzlichen Geschlechts hingezogen.

Bei **pansexuellen** Menschen entwickeln sich Attraktion und Begehren zu Personen unabhängig von deren geschlechtlicher Zugehörigkeit.

Die **geschlechtliche Identität** oder auch **Geschlechtsidentität** beschreibt die individuell empfundene Geschlechtszugehörigkeit als Frau, als Mann, als dazwischen, beides oder als einem weiteren Geschlecht angehörig. Die Begriffe von geschlechtlicher Identität und den dazugehörigen sozialen Komponenten (gender) ermöglichen die Abgrenzung von körperlichen Aspekten (sex) der Geschlechtszugehörigkeit.

Bei **cisgeschlechtlichen** Menschen entspricht die geschlechtliche Identität dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht.

Bei **transgeschlechtlichen, transidenten** oder **transsexuellen** Menschen entspricht die geschlechtliche Identität nicht dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht: Jungen werden mit weiblichen Körpermerkmalen als „Mädchen" geboren (Trans*-Junge/Mann),

Mädchen mit männlichen Körpermerkmalen als „Jungen“ (Trans*-Mädchen/Frau). Die Schreibweise **trans*** wird von den meisten transgeschlechtlichen/transidenten/transsexuellen Personen als angemessen erachtet.

Transgender ist ein Oberbegriff, wenn sich Menschen mit ihrer zugewiesenen Geschlechtszugehörigkeit als Mann oder Frau unpassend oder unzureichend beschrieben fühlen. Hierzu gehören sowohl transgeschlechtliche/transidente/transsexuelle Menschen, als auch Menschen, die sich keinem der zwei Geschlechterkategorien zuordnen, sich „zwischen“ den Geschlechtern verorten oder einem weiteren Geschlecht angehören.

Sexuelle Identität wird im deutschen Rechtssystem als Sammelbegriff für Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung verwendet. Dieser Begriff findet im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG) sowie in einigen Landesverfassungen und im Betriebsverfassungsgesetz Anwendung um auszudrücken, dass niemand wegen seiner geschlechtlichen Identität oder seiner sexuellen Orientierung bevorzugt oder benachteiligt werden darf.

Bei **intergeschlechtlichen** oder **intersexuellen** Menschen (inter*) entsprechen die primären Geschlechtsmerkmale nicht den medizinisch „gängigen“ und „erwarteten“, ausschließlich männlich oder weiblich definierten geschlechtlichen Erscheinungsformen. Diese als geschlechtlich „uneindeutig“ bezeichneten Geschlechtsmerkmale werden bei Säuglingen und kleinen Kindern häufig durch „vereindeutigende“ Operationen an medizinische Erwartungen angepasst. Durch die anschließende langfristige Gabe von Hormonen wird die Entwicklung in die vorgesehene Richtung unterstützt. Inter* Menschen kritisieren diese Fremdbestimmung über ihren Körper aufs Schärfste und sehen „geschlechtszuweisende“ Operationen als im medizinischen Sinne nicht notwendig an.

Der Begriff **Coming-out** bezeichnet das eigene Erkennen und gegebenenfalls Öffentlich machen der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität (weitere Erläuterungen im Informationskasten „Coming-out“).

Gesellschaftliche Haltungen

Gesellschaftliche Normen und Diskurse bestimmen maßgeblich die Rahmenbedingungen, Möglichkeiten und Restriktionen eines Alltags von nicht-cisgeschlechtlichen und nicht-heterosexuellen Menschen.

Heteronormativität beschreibt die Norm der Zwei-Geschlechter-Kategorien und des gegengeschlechtlichen Begehrens, die als naturgegeben angesehen wird und (weitgehend) unhinterfragt bleibt. Unterscheiden muss man dabei Heterosexualität als Form sexueller Praktiken zwischen Männern und Frauen von Heteronormativität, die diese Lebensweise durch Institutionen (z. B. Ehe) und Denkstrukturen („das ist normal“) privilegiert. Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt weicht von dieser Norm ab.

Homo-/Bi-/Transphobie beschreibt eine gegen lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Menschen gerichtete gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit (wie z. B. Rassismus oder Antisemitismus).

Diskriminierung bezeichnet die ökonomische, kulturelle oder soziale Benachteiligung von einzelnen Personen oder Personengruppen aufgrund zugeschriebener Merkmale. Eine häufige Unterscheidung differenziert zwischen personaler Diskriminierung (z. B. diskriminierende Äußerungen, Gewalt oder sozialer Ausschluss) und struktureller Diskriminierung, wenn gesellschaftliche Regelungen, Institutionen, Normen oder Sprachverwendungen Ursache von Diskriminierung sind.

Sprachverwendung

Sprache spiegelt über eine mehr oder weniger sorgsame Begriffsverwendung gesellschaftliche Haltungen gegenüber nicht-cisgeschlechtlichen und nicht-heterosexuellen Menschen wider und prägt diese zugleich mit.

Die Abkürzung **LSBT*** steht für lesbisch, schwul, bisexuell und trans* (im internationalen Raum LGBT für lesbian, gay, bisexual und transgender). In den letzten Jahren findet eine fortschreitende Erweiterung bzw. Differenzierung dieses Akronyms z. B. durch I* (Inter*) und/oder Q (Queer/Questioning) statt, wobei queer von Menschen verwendet wird, die „que(e)r“ zu heteronormativen Strukturen“ leben. Der Begriff bedeutet in der englischen Sprache „sonderbar“, „anders“ oder „seltsam“. Hier fand, ähnlich wie bei den Begriffen lesbisch und schwul, eine positiv besetzte Umdeutung statt. So gilt der Begriff nun als selbstbewusste Eigenbezeichnung. Die Gemeinsamkeit von LSBT*I*Q Personen kann darin gesehen werden, dass ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität nicht dem heteronormativen Zwei-Geschlechter-System entspricht.

Der **gender_gap** als gendersensible Schreibweise wird zunehmend im sozialwissenschaftlichen Kontext, innerhalb der LSBT*I*Q Community und von Behörden, z. B. der Antidiskriminierungsstelle des Bundes verwendet. Der durch den Unterstrich entstehende Zwischenraum lässt Platz für Selbstdefinitionen, jenseits des heteronormativen Systems.



Coming-out

Der Begriff „Coming-out" meint wörtlich „Coming-out of the closet" und wurde durch die sogenannte Stonewall-Revolte geprägt. Im Jahr 1969, als sich in New York erstmals trans* Personen, Lesben und Schwule gegen die brutalen Übergriffe durch die Polizei zur Wehr setzten, wurden Forderungen laut, die eigene gleichgeschlechtliche Orientierung öffentlich zu machen (Going public) und diese z. B. in der Familie, Arbeit oder Nachbarschaft nicht mehr zu verheimlichen („im Schrank zu verstecken"). In den folgenden Jahrzehnten kämpften Menschen, deren sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität nicht den heteronormativen Erwartungen entspricht, vielerorts für Akzeptanz und Anerkennung ihrer Lebensweisen. Ein dadurch entstehendes gesellschaftliches Umdenken schlug sich in einigen Ländern in gesetzlichen Regelungen nieder. Die jährlich weltweit stattfindenden Paraden (Christopher-Street-Day oder Gay-Pride) gehen auf die Ereignisse in der New Yorker Christopher-Street zurück.

Trotz einer zunehmenden Liberalisierung gegenüber LSBT* Lebensweisen bleibt die Notwendigkeit eines Coming-outs für Menschen bestehen, die sich nicht als heterosexuell oder cisgeschlechtlich erleben. Da von heteronormativem und binärem Empfinden ausgegangen wird, beinhaltet ein „Richtigstellen" dieser Vorannahmen unweigerlich ein Coming-out. Einem äußerem Coming-out, bei dem andere Menschen über die eigene sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität in Kenntnis gesetzt werden, geht ein Prozess des Sich-bewusst-werdens voraus, der auch inneres Coming-out genannt wird. Dieser innere Prozess kann in jedem Alter einsetzen und je nach Person unterschiedlich lang dauern (teilweise mehrere Jahre oder Jahrzehnte). Im Verlauf des inneren Coming-outs wird sich die Person darüber bewusst, dass sie nicht-heterosexuell oder cisgeschlechtlich ist und setzt sich, zeitlich und individuell wiederum unterschiedlich, mit diesem Empfinden auseinander. Wenn es zu einem äußeren Coming-out kommt, bleibt dies meist kein einmaliges Ereignis. Vielmehr ist dies ein lebenslanger Prozess, da sich LSBT* Personen immer wieder mit der Frage auseinandersetzen müssen, in welchen Lebensbereichen sie ein Coming-out wollen und in welchen nicht: Erzähle ich als junges Mädchen in der Schule davon, dass ich verliebt bin, wenn es sich hierbei um ein anderes Mädchen handelt? Spreche ich mit meine_r Ausbilder_in, der_die mich als jungen Mann kennt, über meine Schullaufbahn, wenn ich auf eine Mädchenschule gegangen bin? Folge ich der Aufforderung „Begleitung erwünscht" auf der Einladung des Betriebssommerfestes, wenn ich in einer schwulen Beziehung lebe? Diese und ähnliche Situationen erleben LSBT* Personen immer wieder. Im Selbstverständnis dieses Projektes wird ein Coming-out-Verlauf als individuell gestalteter Prozess verstanden, der nicht auf ein definiertes Ziel eines „erfolgreichen" Coming-outs hinausläuft (z. B. sich in den wichtigen Lebensbereichen vollständig zu outen), sondern dessen Ausgang so individuell ist wie der Verlauf selbst.



Datengrundlage:

Das Projekt „Coming-out – und dann…?!“

Zielsetzung des Projektes „Coming-out – und dann…?!“ ist es, empirische Erkenntnisse über Coming-out-Verläufe sowie über damit verbundene positive und negative Erfahrungen von LSBT* Jugendlichen in der Familie, im Freundeskreis und in Bildungs- und Arbeitsorten zu gewinnen.[3] Das Projekt dient der wissenschaftsbasierten Generierung von Erkenntnissen über die Bedingungen des Aufwachsens von LSBT* Jugendlichen. Basierend auf den Forschungsbefunden können politische und pädagogische Handlungsbedarfe identifiziert und diskutiert werden. Das Projekt verfolgt mit einer bundesweiten, quantitativen Online-Befragung sowie 40 qualitativen Interviews zwei methodische Zugänge.

Die Online-Befragung

Die standardisierte **Online-Befragung** richtete sich mit folgenden Inhalten an LSBT* Jugendliche zwischen 14 und 27 Jahren:

- Zeitpunkt und Verlauf des inneren Coming-out
- Bedenken vor dem ersten äußeren Coming-out
- Zeitpunkt, Gestaltung und Adressat_innen des äußeren Coming-outs
- Unterstützende wie diskriminierende Erfahrungen im Kontext des äußeren Coming-outs mit Fokus auf die drei Kontexte Familie, Freundeskreis sowie Bildungs- und Arbeitsorte
- Nutzung bzw. Nicht-Nutzung von Freizeit- und Beratungsangeboten für Jugendliche sowie Gründe für deren (Nicht)Nutzung

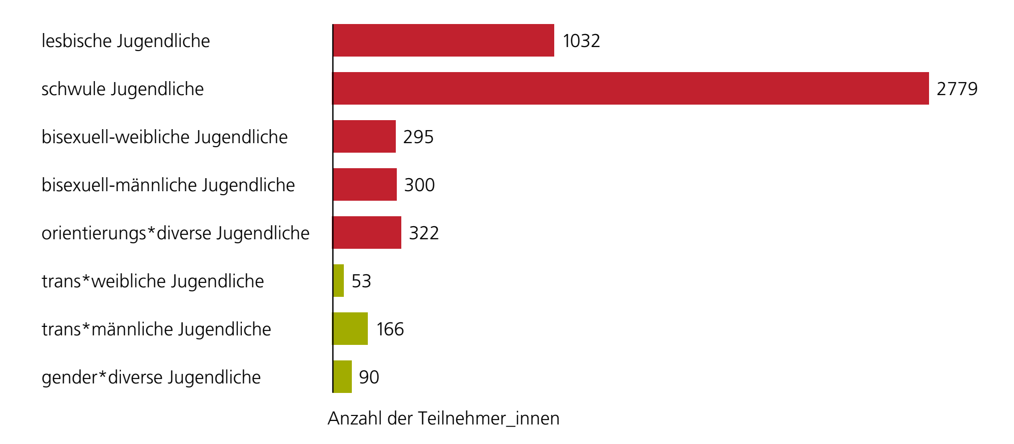
Von 280 angeschriebenen Internetseiten z. B. LSBT* spezifischen Jugendzentren, Jugendgruppen, Beratungsstellen, Foren, Online-Magazinen, Informations-, Vernetzungs- und Beratungsportalen und Vereinen veröffentlichten etwa die Hälfte den Aufruf zur Teilnahme. An der Erhebung im Sommer 2014 beteiligten sich weit über 5.000 Jugendliche. In die Datenauswertung fließen 5.037 vollständig ausgefüllte Fragebögen ein. Mit dieser großen Stichprobe lässt sich ein detailliertes und differenziertes Bild der Erfahrungen von Jugendlichen in Deutschland zeichnen, deren sexuelles und geschlechtliches Erleben jenseits heteronormativer Erwartungen liegt. Abbildung 1 zeigt die Verteilung der Teilnehmer_innen. In der Gruppe „orientierungs*divers“ finden sich Jugendliche, die ihre sexuelle Orientierung nicht kategorisieren wollen oder eine weitere Selbstbezeichnung gewählt haben (z. B. pansexuell). Die Gruppe „gender*divers“ umfasst Jugendliche mit alternativen Selbstbezeichnungen (z. B. Transgender) sowie Jugendliche, die ihre geschlechtliche Identität nicht kategorisieren wollen.[4]

Das Durchschnittsalter der Teilnehmer_innen beträgt 21 Jahre, die Altersverteilung ist relativ ausgeglichen. Knapp die Hälfte der Jugendlichen wohnt in Großstädten (48 %), rund ein Fünftel in mittleren Städten (21 %) und ein knappes Drittel in Kleinstädten oder Dörfern (31 %). Die meisten Jugendlichen leben in Westdeutschland (81 %), rund jede_r Fünfte (19 %) in Ostdeutschland (inkl. Berlin). Gut ein Drittel der Jugendlichen studiert (33 %), jede_r Vierte besucht aktuell eine Schule (25 %), ein Fünftel der Teilnehmer_innen arbeitet bereits (20 %) und jede_r Zehnte macht momentan eine berufliche Ausbildung (11 %). Etwa jede_r sechste Jugendliche hat einen Migrationshintergrund (16 %). Obwohl ein äußeres Coming-out keine Voraussetzung für die Teilnahme an der Studie war, haben fast alle Jugendlichen (95 %) in der Vergangenheit mit anderen Menschen über ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität gesprochen.

3 Inter* Jugendliche sind aufgrund der Spezifität ihrer Lebenssituation in der Studie nicht adressiert.

4 Die Grafik bildet die aktuelle Selbstbezeichnung der Jugendlichen bezogen auf ihre sexuelle Orientierung (rote Balken) oder ihre geschlechtliche Identität (grüne Balken) ab. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass lesbische, schwule, bisexuelle und orienterierungs*diverse Jugendliche cis- wie transgeschlechtlich sein können und trans* sowie gender*diverse Jugendliche unterschiedliche sexuelle Orientierung haben können.

Abbildung 1: Teilnehmer_innen an der Online-Erhebung (N = 5.037); Quelle: DJI-Studie Coming-out 2015



Die qualitativen Interviews

Im qualitativen Zugang des Projektes wurden bundesweit **40 Interviews** mit jungen Lesben, Schwulen, Bisexuellen und trans* Jugendlichen durchgeführt. Der Kontakt zu den Interviewpartner_innen erfolgte zu einem großen Teil über einen Teilnahmeaufruf am Ende der Online-Umfrage. Im Rahmen der Interviews hatten die Jugendlichen die Möglichkeit, ihre Perspektiven und Erfahrungen aus ihrer Sicht zu schildern. Die qualitativen Interviews richten damit den Blick auf die Jugendlichen als handelnde Akteur_innen:

- Mit welchen Strategien gestalten Jugendliche ihr inneres und äußeres Coming-out und bewältigen Probleme und Diskriminierungserfahrungen?
- Welche Bedingungen begünstigen ein Coming-out, welche erschweren dies?

In 30 Interviews zum Themenschwerpunkt sexuelle Orientierung berichteten zehn lesbische und fünf bisexuelle junge Frauen sowie elf schwule und vier bisexuelle junge Männer von ihren Coming-out-Erfahrungen. Sie waren zwischen 16 und 27 Jahre alt. Ihre Coming-out-Erfahrungen im Kontext ihrer geschlechtlichen Identität beschrieben in zehn Interviews drei trans* weibliche, vier trans* männliche sowie drei transgender/genderqueere Jugendliche im Alter zwischen 19 und 27 Jahren.

Aufgrund des jungen Alters der Teilnehmer_innen sowie dem persönlichen und sensiblen Forschungsthema des Projektes hatten Fragen des **Datenschutzes sowie forschungsethische Aspekte** eine hohe Bedeutung. Beispielsweise wurde das Mindestalter zur Teilnahme an den Interviews auf 16 Jahre festgelegt und am Ende der Onlinebefragung fanden sich Kontaktinformationen von Beratungseinrichtungen. Zur **Qualitätssicherung** des Projektes wurde ein wissenschaftlicher Projektbeirat einberufen und die Forschungsergebnisse in Workshops mit Wissenschaftler_innen, Fachkräften aus der pädagogischen Praxis sowie Peer-Berater_innen einer Coming-out-Beratung diskutiert und validiert.

Durch den qualitativen wie quantitativen Forschungszugang sowie die bundesweite, zahlenmäßig große und bezogen auf die Lebenssituation der Jugendlichen differenzierte Stichprobe ist das Projekt „Coming-out – und dann…?!" die **erste deutschlandweite LSBT* Jugendstudie** dieser Art.

Bevor im letzten Abschnitt die Implikationen der Befunde sowie sich daraus ergebende Handlungsbedarfe diskutiert werden, werden in den folgenden Kapiteln die zentralen Ergebnisse des Projektes in konzentrierter Form vorgestellt. Durch die knappe Form des vorliegenden Textes sind Beschränkungen in der Differenzierung der Ergebnisse notwendig. In der geplanten Buchpublikation werden intersektionale Aspekte und Binnendifferenzierungen ausführlich dargestellt.



Inneres Coming-out:

Ein oft langer und komplizierter Prozess der Bewusstwerdung

Der Beginn der Bewusstwerdung über die tatsächliche geschlechtliche Zugehörigkeit oder sexuelle Orientierung setzt häufig früh ein. Meist während der Grundschule oder zu Beginn der Pubertät etabliert sich ein Gefühl der „Andersheit". Beschrieben wird dieses Gefühl damit, dass die Jugendlichen z. B. nicht mit den Spielsachen spielen wollten, die für sie in familiären oder (vor-)schulischen Kontexten zugedacht waren oder dass sie ersten Schwärmereien, wie sie unter Gleichaltrigen üblich sind, nichts abgewinnen konnten.

„Ah, das war eigentlich schon ganz früh, also das war schon in der Grundschule, wo ich mir dann so gedacht habe, die ganzen Mädchen haben irgendwie so Liebesbriefchen an die Jungs geschrieben und ich fand das irgendwie immer total doof und ich war mit den Jungs immer nur so Kumpel, weil ich auch immer mit den Jungs Fußball gespielt habe. Aber so richtig bewusst wurde mir das dann so mit elf, zwölf, als ich dann so eine, meine Deutschlehrerin irgendwie total toll fand." (Denise, 18 Jahre)

Für den Großteil der lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen begann die Bewusstwerdung im Alter zwischen 13 und 16 Jahren (Abb. 2). Der Beginn des inneren Coming-outs der trans* und gender*diversen Jugendlichen verteilt sich demgegenüber weiter: Der Zeitpunkt des Bewusstwerdens variiert breit zwischen unter 10 und über 20 Jahren und liegt tendenziell etwas früher (Abb. 3). In beiden Gruppen kann etwa ein Viertel der Jugendlichen keinen genauen Zeitpunkt benennen, wann ihnen ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität bewusst geworden ist. Der Anteil von Jugendlichen, die „es schon immer wussten", ist bei den trans* Jugendlichen fast doppelt so hoch wie bei den lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen.

Abbildung 2: Alter beim Bewusstwerden der sexuellen Orientierung (N = 4.443); Quelle: DJI-Studie Coming-out 2015

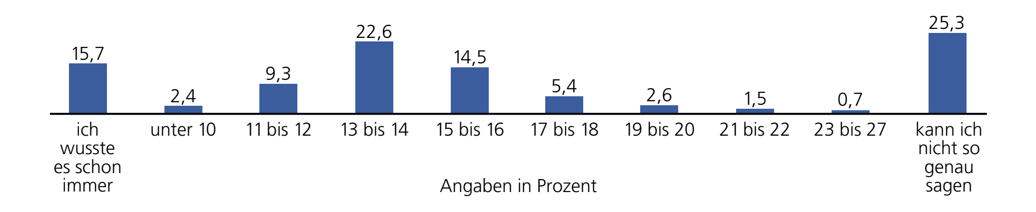


Abbildung 3: Alter beim Bewusstwerden der geschlechtlichen Identität (N = 290); Quelle: DJI-Studie Coming-out 2015

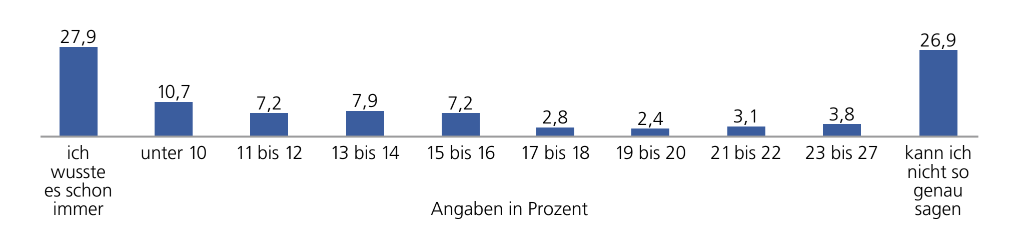
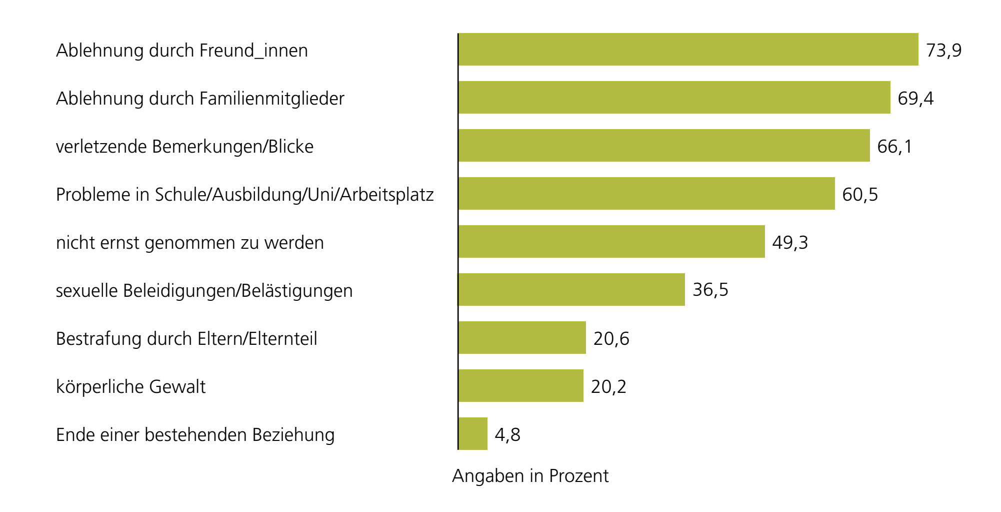


Abbildung 4: Befürchtungen der Jugendlichen vor ihrem ersten äußeren Coming-out (N = 4.034) (Mehrfachantworten waren möglich); Quelle: DJI-Studie Coming-out 2015



Teilweise berichten Jugendliche, dass es ihnen an Begrifflichkeiten und Informationen fehlte, um ihre nicht-heterosexuellen oder nicht-cisgeschlechtlichen Empfindungen verstehen und beschreiben zu können. Die Unsicherheit über das zu Beginn des inneren Coming-out als nicht-passend wahrgenommene sexuelle oder geschlechtliche Erleben führt vielfach zu Belastungen, Entbehrungen und Ängsten (z. B. nie eine glückliche Beziehung oder eigene Familie haben zu können). Viele trans* Jugendliche beschreiben, dass sie auf sportliche Aktivitäten verzichtet haben, da hier eine zwei-geschlechtliche Zuordnung besonders wichtig sei. Außerdem haben sich einige Jugendliche aus Freundschaften zurückgezogen, um geschlechtsspezifischen Verhaltenserwartungen zu entgehen. Dementsprechend bewerteten nur ein Zehntel (12 %) der trans* und gender*diversen Jugendlichen die Zeit der inneren Bewusstwerdung als „einfach"; von den jungen Lesben, Schwulen und Bisexuellen waren es ein Viertel, alle anderen Jugendlichen empfanden die Zeit der Bewusstwerdung als „mittel" bis „schwierig".

Charakteristisch ist, dass viele Jugendliche versuchen, ihre „wahren Gefühle" über einen längeren Zeitraum zu verdrängen. Während der teils jahrelangen Unterdrückung der tatsächlichen geschlechtlichen oder sexuellen Identität, entwickelten sich bei einigen Jugendlichen therapierelevante psychische und psychosomatische Symptome.

„Und dann, und das ging halt so weit, bis ich halt dann wirklich so kaputt war und Depressionen hatte und dann, ja, da habe ich angefangen, mich auch so selbst zu verletzen und so was…" (Fiona, 21 Jahre)

Dabei spielt die Angst, dass Eltern, Freund_innen oder Gleichaltrige sie in der Schule ausgrenzen, als „verrückt" bezeichnen oder sich von ihnen abwenden, eine große Rolle. Drei Viertel der Jugendlichen befürchten von Freund_innen abgelehnt zu werden (74 %), sieben von zehn haben Angst vor Ablehnung durch Familienmitglieder (69 %). Zwei Drittel befürchten verletzende Bemerkungen oder Blicke (66 %) und weit über die Hälfte der Jugendlichen nimmt an, dass ein Coming-out zu Problemen im Bildungs- und Arbeitsbereich führt (61%). Mehr als ein Drittel der Jugendlichen (37 %) hat Angst vor sexuellen Beleidigungen oder Belästigungen (Abb. 4).

Ein erstes zentrales Ergebnis dieser Studie ist, dass dem Prozess der inneren Bewusstwerdung der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Zugehörigkeit eine große Bedeutung zukommt: Nur für wenige Jugendliche nimmt diese Auseinandersetzung einen einfach zu bewältigenden Verlauf. Die Mehrheit fühlt sich in dieser Zeit durch die Frage, wie sie mit ihrem sexuellen und geschlechtlichen Erleben in der Zukunft umgehen wollen, deutlich belastet.

Medien

Für Jugendliche spielt das Internet im Coming-out-Prozess eine große Rolle. Es ist Informations- und Anlaufstelle Nummer eins. Während der oft Jahre dauernden inneren Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität bietet das Internet die Möglichkeit, zu einem Zeitpunkt, an dem sie noch mit niemandem „darüber“ sprechen wollen oder können, anonym und heimlich Informationen zu recherchieren. Viele Jugendliche beschreiben, dass sie durch ihre Suche im Internet erstmals passende Begriffe für ihr Empfinden fanden und das Gefühl bekamen, nicht „die/der Einzige“ zu sein, die/der „so“ ist. Im Internet können sie zum Beispiel in Foren über die Erfahrungen und Lebenssituationen von anderen LSBT* Jugendlichen lesen, sich austauschen und vernetzen. Hierbei ist ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität Anknüpfungspunkt und verbindendes Element. Sie können relativ sicher sein, in „geschützten Räumen“ Menschen zu treffen, die selbst LSBT* sind und nicht mit Ablehnung auf ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität reagieren. Das Internet bietet zudem Gelegenheiten, sich zu engagieren und selbst aktiv zu werden (z. B. Videos auf YouTube zu stellen, Moderator_in eines Forums zu werden, zu bloggen). Insgesamt nutzen die Jugendlichen LSBT* spezifische Webseiten sehr häufig, darunter nochmals verstärkt Jugendliche aus ländlichen Regionen oder mit niedrigem Bildungsabschluss.

Auch Film und Fernsehen haben Bedeutung. Lesbische, schwule, bisexuelle, queere oder trans* Personen sind in Filmen und Fernsehen nach wie vor relativ selten zu sehen, auch wenn ihre Zahl in den letzten Jahren gestiegen ist. Diese Sichtbarkeit wird besonders im Verlauf des inneren Coming-outs von Jugendlichen positiv beschrieben, auch wenn Darstellungen mitunter weit von der Lebensrealität der Jugendlichen entfernt liegen. Zum Teil können Filme und Fernsehsendungen dazu beitragen, Begriffe für das eigene sexuelle oder geschlechtliche Erleben zu finden und eine innere Auseinandersetzung anzustoßen. Beispielhaft seien hier das medial inszenierte Coming-out von Thomas Hitzelsberger genannt oder die Transgeschlechtlichkeit von Balian Buschbaum. Durch eine öffentliche Thematisierung werden zudem auch Menschen konfrontiert bzw. sensibilisiert, die nicht unmittelbar mit den Themen sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität befasst sind.

Die Welt der Medien enthält allerdings auch problematische Aspekte. Eine Schwierigkeit besteht in der unüberschaubaren Flut von Informationen im Internet, aus der seriöse, aktuelle und korrekte Angaben herausgefiltert werden müssen. Dies erschwert beispielsweise die Recherche nach LSBT* Freizeit- oder Beratungsangeboten oder die Suche nach Informationen zu rechtlichen, finanziellen und/oder medizinischen Fragen zum Thema Trans*. Problematisch sind auch sexistische bzw. sexualisierte Webinhalte zu lesbischer Sexualität oder weiblicher Bisexualität. Jenseits der vermittelten Inhalte verunsichert die Frage der Anonymität Jugendliche in der Nutzung des Internets, z. B. wenn ein eigener PC/Internetzugang fehlt oder Andere über den Browserverlauf unerwünschte Einblicke in besuchte Webseiten und erfolgte Suchanfragen erhalten könnten.



4 Äußeres Coming-out:

Zeitpunkt und soziale Kontexte des Going public

Während der inneren Auseinandersetzung mit dem eigenen sexuellen oder geschlechtlichen Empfinden sind LSBT* Jugendliche vielfach auf sich alleine gestellt. Um in Kontakt mit anderen Menschen zu treten und deren Unterstützung zu erhalten, ist es für die Jugendlichen unumgänglich, ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität zu benennen: Sie können, im Gegensatz zu heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Jugendlichen, nicht mit dem gleichen Selbstverständnis über ihre Empfindungen sprechen, die sie vielleicht als verwirrend, beängstigend, bedrohlich oder schön erleben, ohne dass ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität zum Thema wird. Viele Jugendliche berichten, dass sich über die Zeit ein enormer Handlungs- und Leidensdruck aufbaut, der schlussendlich zum ersten äußeren Coming-out führt.

Die lesbischen, schwulen, bisexuellen oder orientierungs*diversen Jugendlichen waren bei ihrem ersten äußeren Coming-out durchschnittlich 16,9 Jahre alt (lesbische und bisexuelle junge Frauen 16,6, schwule und bisexuelle junge Männer 17,0, orientierungs*diverse Jugendliche 18,1 Jahre). Wenn sie ein Alter für die Bewusstwerdung angegeben haben, vergehen zwischen innerem und äußerem Coming-out bei lesbischen und bisexuellen jungen Frauen 1,7 Jahre, schwulen und bisexuellen jungen Männern 2,9 Jahre, orientierungs*diversen Jugendlichen 1,4 Jahre.



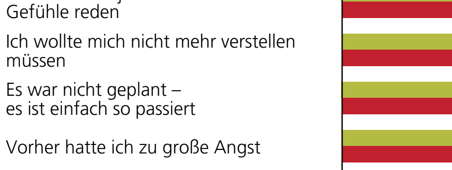
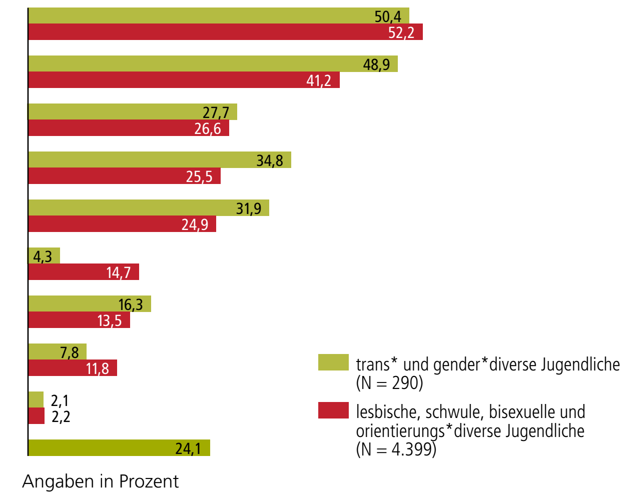
Trans* und gender*diverse Jugendliche waren bei ihrem ersten äußeren Coming-out durchschnittlich 18,3 Jahre (trans* weibliche Jugendliche 19,3, trans* männliche Jugendliche 16,9, gender*diverse Jugendliche 19,5 Jahre). So sie ein Alter der Bewusstwerdung benennen können und nicht von sich sagen, immer schon über ihre geschlechtliche Identität Bescheid gewusst zu haben, vergehen zwischen innerem und äußerem Coming-out bei Trans*-Mädchen/Frauen durchschnittlich 6,8 Jahre, bei Trans*-Jungen/Männern 4,1 Jahre und bei gender*diversen Jugendlichen 3,5 Jahre.

Die Spanne zwischen Bewusstwerdung und erstem Going public umfasst damit für die meisten Jugendlichen mehrere Jahre. Angesichts der beschriebenen Befürchtungen im Kontext des inneren Coming-outs wird deutlich, dass wesentliche Jahre der Adoleszenz durch die innere Auseinandersetzung mit der eigenen nicht-heterosexuellen Orientierung oder nicht-cisgeschlechltichen Identität geprägt sind. Diese Belastung ist für trans* und gender*diverse Jugendliche besonders evident: Für Trans*-Mädchen/Frauen beträgt die Spanne zwischen innerem und äußerem Coming-out beispielsweise rund 7 Jahre. Hinter den Mittelwerten verbergen sich im Einzelfall Zeiträume von mehr als zehn Jahren.

Die Motive und Anlässe für ein erstes Coming-out zeigt Abbildung 5. Das Bedürfnis, über die eigenen Gefühle zu sprechen und sich künftig nicht mehr verstellen zu müssen, tritt unter den genannten Gründen besonders hervor. Auch werden Angst und Unsicherheit als bisher verhindernde Gründe genannt. Für trans* Jugendliche spielt zudem ein vorhandener Transitionswunsch eine wichtige Rolle.

Die Reaktion auf ihr erstes äußeres Coming-out, das meistens im Freundeskreis stattfindet, bewerten die LSBT* Jugendlichen überwiegend als sehr gut bzw. gut. Dieses Ergebnis steht im deutlichen Kontrast zu den massiven Befürchtungen und Bedenken, die sie im Vorfeld ihres Coming-outs hatten. Die überwiegend positiv beschriebenen Reaktionen nehmen den oft langen und schwierigen Verläufen des inneren Coming-outs und damit verbundenen Befürchtungen nicht ihre Bedeutung. Diese waren real und werden durch positive Reaktionen nicht ungeschehen gemacht. Für einen kleinen Teil der Jugendlichen erfolgt ein Coming-out nicht freiwillig. In diesen Fällen erleben sie ihr Coming-out und die Reaktionen darauf deutlich negativer. Eine selbstbestimmte Planung und Vorbereitung erhöht die Wahrscheinlichkeit eines positiv erlebten Coming-outs.

Abbildung 5: Gründe für das erste äußere Coming-out (Mehrfachantworten waren möglich); Quelle: DJI-Studie Coming-out 2015

Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt

Als Basis für die Beschreibung des individuellen Erlebens sind binäre Begehrensformen (homo- oder heterosexuell) und eine binäre Geschlechtlichkeit (weiblich oder männlich) nicht ausreichend. Ähnlich wie bei Facebook, wo über 60 Geschlechtervarianten zur Verfügung stehen, sind auch die Selbstbeschreibungen der Jugendlichen dieser Studie vielfältig. 6% der Jugendlichen lehnen eine Definition ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität und damit eine Zuordnung in eine bestimmte Kategorie ab. Sie haben die Antwortmöglichkeit „ich möchte mich nicht kategorisieren" gewählt. Knapp ein Viertel (24%) der Jugendlichen nutzt eine Selbstbeschreibung, die sich nicht an einem heterosexuellen, binären System orientiert. Sie beschreiben sich z.B. als bisexuell, pansexuell, transgender, queer, genderfluid, polysexuell, asexuell oder non-binär. Für diese Jugendlichen ist der Findungsprozess meist länger und komplexer, weil sowohl ihnen, als auch ihrer Umwelt geschlechtliche und sexuelle Vielfalt deutlich weniger bekannt sind als Erlebens- und Begehrensformen, die sich an eindeutigeren Kategorien orientieren. Dies zeigt sich u.a. daran, dass diese Jugendlichen bei ihrem inneren und äußeren Coming-out durchschnittlich am ältesten sind. Auch benennen sie als bisher verhindernden Grund für ein Coming-out, sich vorher nicht sicher genug über die eigene sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität gewesen zu sein. Ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität wird gesellschaftlich häufig nicht mitgedacht, und die Jugendlichen werden von ihrer Umwelt im Rahmen des bekannten binären Systems eingeordnet: Eine bisexuelle Person wird z.B. abhängig von der geschlechtlichen Zuordnung des_der Partner_in als hetero- oder homosexuell gesehen, auch wenn sie sich selbst als bisexuell versteht. Gender*queere Menschen werden entweder als „männlich" oder „weiblich" eingeordnet, unabhängig davon, dass beide oder keine dieser Beschreibungen ihrem geschlechtlichen Empfinden gerecht werden. Aufgrund mangelnden Wissens oder erwarteter Eindeutigkeit wird ihnen sowohl in der Mehrheitsgesellschaft als auch der LSBT* Community oft Unverständnis und Ablehnung entgegengebracht.



4.1 Freund_innen als Vertrauenspersonen

Für viele Jugendliche ist eine Person aus dem Freundeskreis der_die erste Ansprechpartner_in für ein Coming-out. Für zwei Drittel der lesbischen, schwulen, bisexuellen oder orientierungs*diversen Jugendlichen waren dies die beste Freundin (34%), ein_e andere_r Freund_in (17%) oder der beste Freund (16%). Bei Jugendlichen, deren Coming-out mit ihrer geschlechtlichen Identität zusammenhing, ist ebenfalls die beste Freundin die erste Ansprechpartnerin (20%). Vor anderen Freund_innen (16%) und dem besten Freund (10%) nennen sie als zweithäufigste Adressatin ihre Mutter (18%). Mitunter scheint das Coming-out für die gewählten Vertrauenspersonen keine Überraschung zu sein, da sie diese Entwicklung bereits vermutet oder erwartet hatten.

Mit einer Person aus dem Freundeskreis suchen sich die Jugendlichen zum einen jemanden aus, der ihnen aufgrund einer oft engen Freundschaft vertraut ist und dessen Reaktion sie relativ gut einschätzen können. Sie versprechen sich von ihr Verständnis und Unterstützung. Zum anderen sind sie in diesem Kontext weniger abhängig, weil Freundschaften, im Gegensatz zu Beziehungen in Familie und Schule, selbstgewählt sind und bei Konflikten ein Rückzug leichter möglich ist. Mit Blick auf die Befürchtungen vor dem Coming-out wird jedoch die große emotionale Bedeutung von Freundschaften deutlich. Die Ablehnung durch Freund_innen wird von drei Viertel (74%) der lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*-diversen Jugendlichen als größte Sorge vor dem Coming-out genannt. Diese Befürchtung bestätigt sich für die meisten Jugendlichen nicht.

„Ja, von dem her, also vom Freundeskreis an sich war das alles, war das nie, nie, nie ein Thema." (Jana, 22 Jahre)

Allerdings ist der Freundeskreis kein diskriminierungsfreier Raum. So erleben vier von zehn Jugendlichen (41%) dort negative Situationen. Für jede_n Zweite_n wird die sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität zu stark betont (48%), knapp ein Drittel fühlt sich nicht ernst genommen (33%) oder erlebt, dass ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität nicht mitgedacht wird (31%). Fast drei von zehn Jugendlichen werden im Freundeskreis gegen ihren Willen geoutet (28%) und etwa jede_r siebte Jugendliche (15%) wird dort ausgegrenzt oder ausgeschlossen. Für trans* Jugendliche stellt sich die Frage, ob und wenn ja, wann sie im Rahmen einer entstehenden Freundschaft ihre Biografie erwähnen wollen.

„[…] eine freundschaftliche Beziehung ist irgendwann dann erst möglich, für mich […] oder ist dann wirklich erst freundschaftmäßig, wenn die Leute über mich Bescheid wissen in dem Sinne, dass ich Transmann bin. […] weil sonst nur oberflächlicher Kontakt möglich ist." (Artur, 25 Jahre)

Insgesamt empfand die Mehrheit der Jugendlichen ihr Coming-out im Freundeskreis jedoch eher als unproblematisch. Die Belastung durch die genannten negativen Erfahrungen ist im Vergleich zu Familie und Bildungsorten geringer. Die meisten Jugendlichen erfahren durch ihre Freundschaften große Unterstützung und Rückhalt. Hierbei spielt es kaum eine Rolle, ob diese Freundschaften überwiegend über das Internet oder im persönlichen Kontakt gepflegt werden.

„Es sind eigentlich eher Online-Bekanntschaften, aber sie sind meine besten Freunde." (Lennard, 22 Jahre)

Die sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität der Freund_innen spielt nur eine untergeordnete Rolle. Knapp drei Viertel der Jugendlichen (72%) beschreiben, dass es in ihrem Freundeskreis weniger als die Hälfte bzw. keine LSBT* Peers gibt. Für einen Teil der Jugendlichen ist es jedoch sehr wichtig, dass sie auch LSBT* Personen in ihrem Freundeskreis haben, weil diese ähnliche Erfahrungen machen wie sie und ein Erklären der eigenen Situation nicht notwendig ist. Für andere spielt dies keine Rolle. Wichtig ist, dass ihnen Verständnis entgegengebracht wird. Wiederum andere hätten gerne LSBT* Personen in ihrem Freundeskreis, wissen jedoch nicht, auf welchem Weg sie diese kennenlernen sollen. Bei den meisten Jugendlichen verändert sich nach einem Coming-out der Freundeskreis nur geringfügig. Im Laufe der Zeit wird er gelegentlich durch LSBT* Personen erweitert. Ereignisse wie der Beginn eines Studiums oder der Umzug in eine Stadt beeinflussen die Zusammensetzung des Freundeskreises wesentlich mehr. LSBT* Jugendliche, die sich aufgrund gemeinsamer Interessen (z.B. Computer, Mangas, Theaterspielen) zusammen mit meist heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Jugendlichen in alternativen Gemeinschaften bewegen, berichten von einem selbstverständlichen und unaufgeregten Umgang mit den Themen sexuelle Orientierung und geschlechtliche Identität.

Freizeit- und Beratungsangebote

Die wenigen existierenden Freizeit- und Beratungsangebote für LSBT* Jugendliche befinden sich meist in Großstädten. Viele von ihnen sind ehrenamtlich organisiert und nicht durch öffentliche Mittel gefördert, wodurch die Kurzlebigkeit von manchen Jugendgruppen bedingt ist. Nichtsdestotrotz kennt die Mehrheit der Jugendlichen LSBT* spezifische Angebote. So gut wie alle Jugendlichen kennen LSBT* bezogene Internetseiten (97%) und den jährlich in vielen Städten stattfindenden Christopher-Street-Day (CSD) oder ähnliche Straßenfeste (95%). Cafés, Bars und Partys, die sich an ein LSBT* Publikum wenden, sind knapp neun von zehn Jugendlichen (86%) bekannt. Drei Viertel kennen LSBT* Jugendgruppen oder Jugendzentren (75%) und LSBT* Beratungsstellen (77%). Dies ist auf die selbstständige Informationssuche und das Engagement der Jugendlichen zurückzuführen, weniger auf den Bekanntheitsgrad dieser Angebote. Jüngere Jugendliche bis 17 Jahre, Jugendliche aus ländlichen Regionen und diejenigen, die wenige bzw. keine LSBT* Freund_innen haben, sind am wenigsten über LSBT* spezifische Freizeit- und Beratungsangebote informiert.

Dem hohen Bekanntheitsgrad steht eine merklich geringere Nutzung dieser Angebote gegenüber. Gut die Hälfte der befragten Jugendlichen besucht Partys, Bars und Cafés für LSBT* Personen sowie den CSD (je 55%), ein Viertel der Befragten geht in LSBT* Jugendgruppen oder Jugendzentren (25%) und knapp jede_r Siebte (15%) hat bereits mindestens einmal eine LSBT* Beratungsstelle aufgesucht. Den spezifischen Mehrwert von LSBT* Angeboten verdeutlicht das Zitat einer Jugendlichen:

„Für mich ist es zum einen halt wirklich Leute kennenlernen, bei denen ich mich sofort um einiges wohler fühlen kann, weil die Frage „Akzeptieren sie meine Sexualität?“ nicht im Raum steht. Und das ist schon ein sehr angenehmes Gefühl. Aber auch halt Informationen bekommen über was in der Politik passiert, was in der Geschichte von der LGBTIQ-Szene passiert ist. Und da kriegen wir auch manchmal Vorträge oder eine Information. Das finde ich auch sehr interessant dabei.“ (Becca, 16 Jahre)

Die Mehrheit der Jugendlichen besucht in ihrer Freizeit keine Jugendgruppen oder Jugendzentren (weder mit noch ohne LSBT* Bezug). Mehr als ein Drittel (35%) gibt an, dass sie LSBT* bezogene Angebote für Jugendliche nicht nutzen, weil sie unsicher sind, was sie dort erwartet. Knapp ein Drittel (30%) der Jugendlichen kann eine LSBT* Einrichtung nicht nutzen, weil in ihrer Umgebung keine erreichbar ist. Die ambivalente Sicht der trans* und gender*diversen Jugendlichen auf „die LSBT* Community“ wird daran deutlich, dass jede_r Vierte (27%) von ihnen dort schlechte Erfahrungen gemacht hat. Für trans* Jugendliche ist die Nutzung eines Angebotes zudem mit der Gefahr einer ungewollten Sichtbarkeit ihres trans*-Seins verbunden. Der CSD scheint ein geeigneter Ort zu sein, um sich dem Thema LSBT* auf unverbindliche Weise und gegebenenfalls in Begleitung von heterosexuellen Freund_innen zu nähern – auch ohne selbst „out“ zu sein.

4.2 Familie: Immer etwas Besonderes

Die Familie ist, im Gegensatz zum Freundeskreis, ein Lebensbereich, den sich Jugendliche nicht aussuchen und aus dem sie sich nur schwer zurückziehen können. Ein hohes Maß an Abhängigkeit besteht vor allem in emotionalen und finanziellen Aspekten, bei Minderjährigen zusätzlich in der rechtlichen Verantwortung. Die Bedeutung der Familie zeigt sich auch in den Befürchtungen der Jugendlichen vor ihrem Coming-out: Die mögliche Ablehnung durch Familienmitglieder beschreiben sieben von zehn Jugendlichen (69%) als zweithäufigste Sorge. Das Coming-out in der Familie wird im Vergleich zu den Kontexten Freundeskreis und Bildungs- und Arbeitsorte am schwierigsten bewertet.

Um die möglichen Reaktionen der Eltern auf ein Coming-out besser einschätzen zu können, sondieren viele Jugendliche im Vorfeld, wie das Thema LSBT* im Familienkontext verhandelt wird. Häufig ist das Thema sexuelle Orientierung präsenter als das Thema transgeschlechtliche Identität. Aufgrund dieser fehlenden Sichtbarkeit im (familiären) Alltag versuchen sich trans* und gender*diverse Jugendliche am familiären Umgang mit gleichgeschlechtlicher Orientierung oder Bisexualität zu orientieren, um die Reaktion ihrer Eltern auf ein eigenes Coming-out antizipieren zu können. Für die meisten Jugendlichen ist die Mutter die erste Ansprechpartnerin in der Familie, weitere Familienmitglieder wie Geschwister und die Väter werden oft erst zu einem späteren Zeitpunkt (oder gar nicht) informiert. Wenn Eltern(teile) im Vorfeld nichts geahnt hatten, schildern einige Jugendliche einen gewissen Schockmoment, ohne, dass damit eine grundsätzlich ablehnende Haltung verbunden ist.

„Mein Vater [war] sehr ablehnend am Anfang. Meine Mutter geschockt, aber hat dann relativ schnell signalisiert, dass sie hinter mir steht. Ist aber scheinbar erfahrungsgemäß immer so, dass die Männer länger dafür brauchen." (Evelyn, 19 Jahre)

Die Jugendlichen erleben es als verletzend, wenn ihnen die „Sicherheit" abgesprochen wird, LSBT* zu sein (bei jungen Lesben und Schwulen z. B. aufgrund fehlender heterosexueller Erfahrungen) und ihre Empfindungen auf eine mögliche „Phase" reduziert werden. Auch wenn die spontane Reaktion zum Teil negativer oder verhaltener ist, als es sich die Jugendlichen wünschen, scheinen die Eltern im Laufe der Zeit die LSBT* Lebensweise ihres Kindes meist zu akzeptieren. Sie brauchen jedoch ebenso wie die Jugendlichen während des inneren Coming-outs eine gewisse Zeit, um sich mit der für sie neuen und veränderten Situation zu arrangieren.

„[…] weil ich mir ganz bewusst bin, genauso, wie es für mich ein Prozess ist, ist es für meine Eltern auch oder war es, also jetzt läuft das eigentlich recht gut. Und da kann ich auch nicht von denen erwarten, dass die zur Erkennung ein paar Minuten oder Stunden brauchen für etwas, wofür ich mehrere Jahre gebraucht habe." (Manuel, 20 Jahre)

Die Reaktionen der Eltern reichen von sofortiger und uneingeschränkter Akzeptanz und Unterstützung über neutrales und unaufgeregtes Zur-Kenntnis-Nehmen bis hin zu deutlicher Ablehnung und Beziehungsabbruch. Ein erstes Coming-out bei den Eltern wird tendenziell negativer bewertet als z. B. ein erstes Coming-out im Freundeskreis. Das erste Coming-out gegenüber den Eltern oder einem Elternteil bleibt für lesbische, schwule, bisexuelle oder orientierungs*diverse Jugendliche teilweise der einzige Anlass bzw. Zeitpunkt, an dem die sexuelle Orientierung der Jugendlichen überhaupt Thema wird. Ein Teil der Jugendlichen hatte gegenüber den Eltern bzw. einem Elternteil bewusst kein Coming-out. Sie finden es unangebracht, unmöglich oder unnötig, ihnen gegenüber ihre sexuelle Orientierung zu thematisieren. Für trans* Jugendliche ist es wichtig, dass ein Transitionswunsch insbesondere von der engeren Familie mitgetragen wird, das heißt, dass z. B. der von ihnen gewünschte Name und das entsprechende Pronomen verwendet werden. Viele, jedoch nicht alle trans* und gender*diverse Jugendlichen, erhielten die gewünschte bzw. benötigte elterliche Unterstützung.

Außerhalb des engsten Familienkreises ist es für lesbische, schwule, bisexuelle und orientierungs*diverse Jugendliche teilweise schwierig einzuschätzen, wer über die sexuelle Orientierung informiert ist. Bei Verwandtschaft, zu der keine enge Beziehung besteht, erübrigt sich für diese Jugendlichen im Gegensatz zu trans* oder gender*diversen Jugendlichen ein Coming-out meist. Kompliziert ist mitunter ein Coming-out gegenüber den Großeltern. Teilweise bestehen hier enge Bindungen und seitens der Jugendlichen der Wunsch, mit den

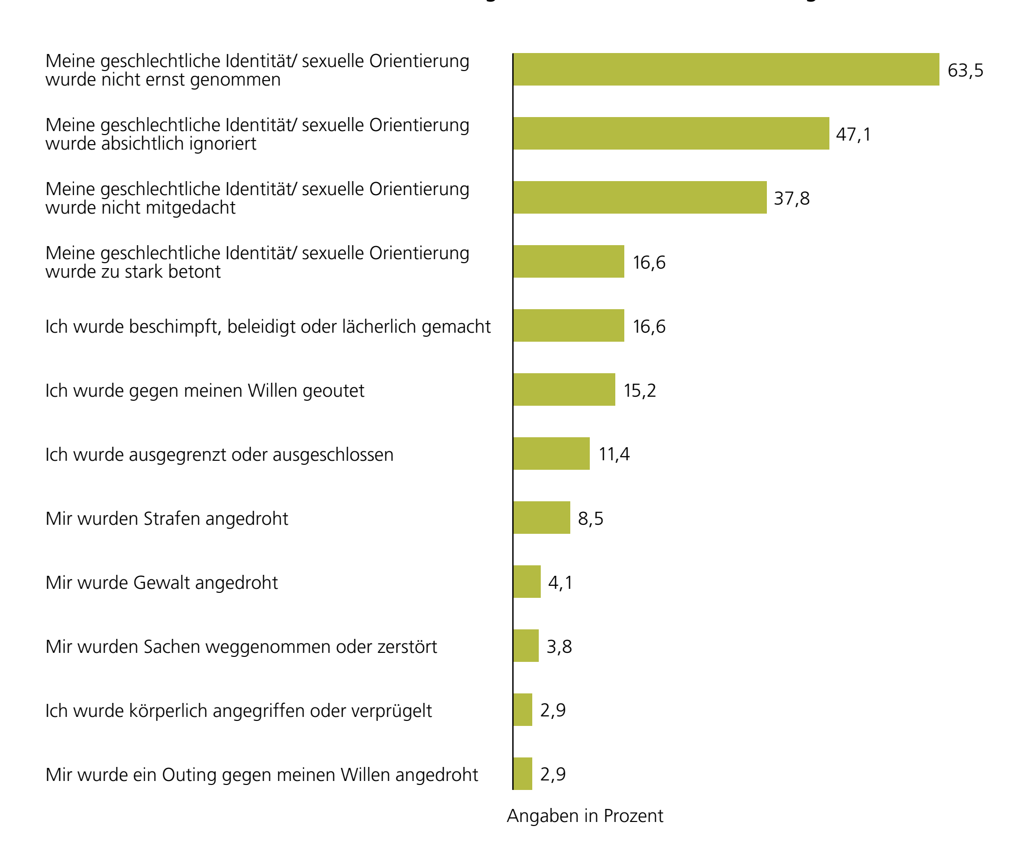


Großeltern offen reden zu können, was wiederum zum Teil von den Eltern nicht gewollt ist. Findet ein solches Coming-out statt, fehlt es den Großeltern häufig an Wissen über das Thema. Sie sind jedoch bemüht, ihre Enkel zu verstehen und bleiben als Bezugspersonen verfügbar.

Trotz vieler positiver Beispiele erleben Jugendliche in ihrer Familie negative Situationen. Fast jede_r zweite Jugendliche (45%) gibt an, in der engeren Familie Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität erfahren zu haben. Am häufigsten benennen die Jugendlichen die Erfahrung, dass ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität nicht ernst genommen, ignoriert oder nicht mitgedacht wurde (Abb. 6).

Die Belastungen durch Diskriminierungserfahrungen sind im Bereich Familie, vor allem im Vergleich zu Freundeskreis und Bildungs- und Arbeitsorten am höchsten. Jugendliche aus ländlichen Gebieten scheinen ihr Coming-out nochmals gezielter zu planen. Wichtig ist ihnen, dass die Eltern und Geschwister diese Information aus erster Hand und nicht über dritte Personen erhalten. Um eine vermutete oder reale soziale Benachteiligung oder Ausgrenzung der Familie in der Gemeinde zu vermeiden, verhindert ein Teil der Jugendlichen, z. B. in örtlichen Vereinen, ein Bekanntwerden ihrer sexuellen Orientierung, indem sie ihr Verhalten entsprechend anpassen (z. B. sich nicht als Paar zu erkennen geben).

Abbildung 6: Diskriminierungserfahrungen in der engeren Familie (Eltern, Geschwister) (N = 2.280) (Mehrfachantworten waren möglich); Quelle: DJI-Studie Coming-out 2015



4.3 Schule, Ausbildung, Hochschule und Arbeit als ambivalente Orte

Für Jugendliche sind Schule, Ausbildungs- und Arbeitsorte elementare Lebensbereiche. Sie können sich ihnen nur schwer entziehen, nicht gelingende Bildungs- und Ausbildungswege können langfristige und gravierende Konsequenzen nach sich ziehen. Umso schwieriger ist es daher für Jugendliche, wenn hier Konflikte auftreten. Für viele LSBT* Jugendliche sind Schulen, Ausbildungs- und Arbeitsorte problembelastete Umfelder. Menschen, deren geschlechtliches Auftreten nicht mit gesellschaftlich erwarteten „weiblichen" oder „männlichen" Rollenbildern übereinstimmt, erleben zum Teil schon seit Beginn ihrer Schullaufbahn Mobbing. Wenn möglich, wird ein Coming-out während der Schulzeit bzw. an der Schule von jungen LSBT* Personen aus Sorge vor Ausgrenzung und Mobbing häufig vermieden. Findet dies dennoch (gewollt oder ungewollt) statt, schildern die Jugendlichen, dass sie häufig keine Kontrolle darüber haben, wie sich diese Information verbreitet und dass sie den Reaktionen anderer Schüler_innen unmittelbar ausgesetzt sind. Ein häufig schwieriges Klima an Schulen wird durch die Verwendung des Wortes „schwul" als Schimpfwort noch verstärkt.

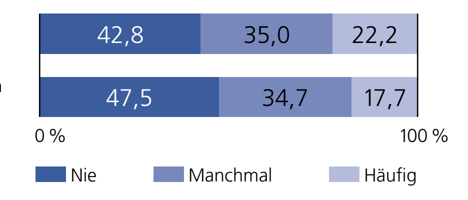
„[…] also einmal die Leute, die schwul wirken, werden wirklich als „schwul" bezeichnet, weil es einfach eine Beleidigung sein sollte oder einfach gezeigt werden sollte „Das ist schlecht" oder keine Ahnung. Aber es werden eben auch andere Sachen, wie eben, alles Mögliche wird als „schwul" bezeichnet, also alles, was irgendwie Scheiße, schlecht und blöd ist." (Emil, 17 Jahre)

Die Erfahrungen der LSBT* Jugendlichen, wie Lehrer_innen auf abwertendes Verhalten an der Schule reagieren, sind sehr unterschiedlich. Etwas mehr als die Hälfte (57 %) gibt z. B. an, dass Lehrer_innen gezeigt haben, dass sie schwul, lesbisch oder trans* als Schimpfwörter nicht dulden (Abb. 7).

Abbildung 7: Erfahrungen in der Schule insgesamt mit Lehrer_innen. Lehrer_innen haben… (N = 4.851); Quelle: DJI-Studie Coming-out 2015

…gezeigt, dass sie „Schwuchtel", „schwul", „Transe"', „Lesbe" oder ähnliches als Schimpfwörter nicht dulden

…gezeigt, dass sie es nicht dulden, wenn MitschülerIinnen geärgert werden, weil sie für LSBT* gehalten werden



Abgesehen von der Verwendung als Schimpfworte findet das Thema LSBT* an Schulen kaum Platz. Im Unterricht wird es häufig nicht angesprochen und positive Beispiele, in denen nicht-heterosexuelle oder nicht-cisgeschlechtliche Lebensweisen wertfrei dargestellt werden (z. B. männliche Homosexualität nicht ausschließlich im Kontext von HIV/Aids), sind selten.

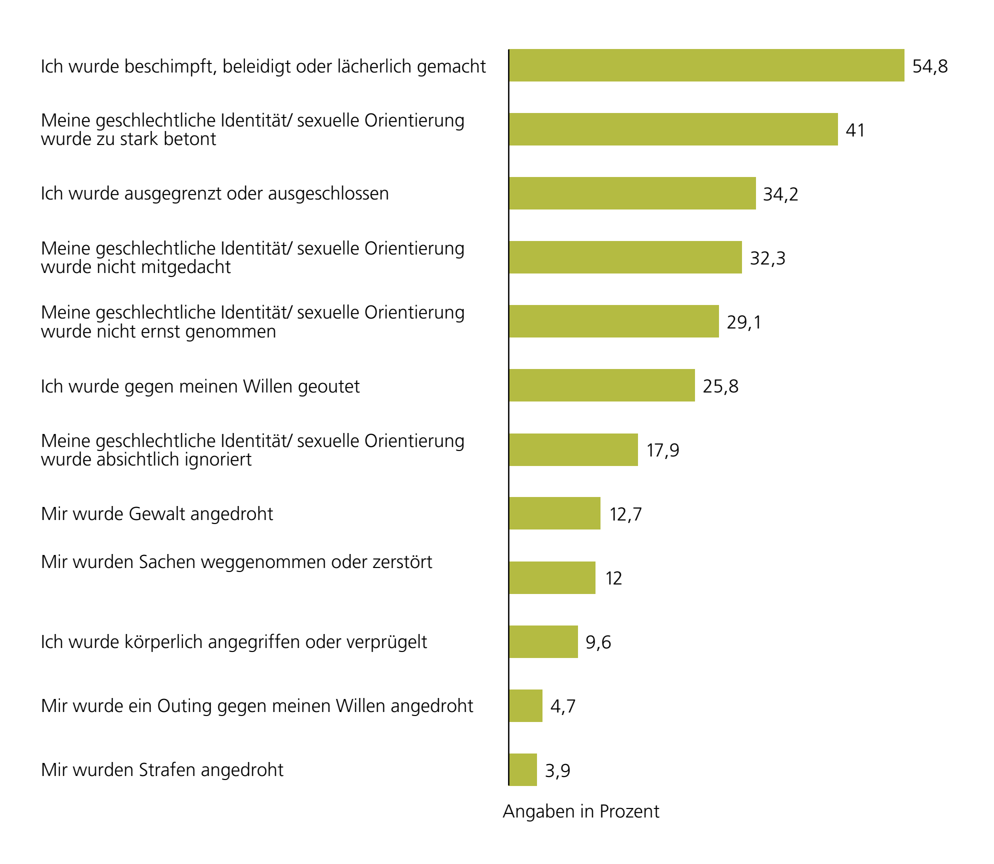
„Das ist mir auch immer schon mal wieder aufgefallen, dass es in meiner Schule eigentlich nie zu Sprache kam. Wir hatten „Sexualkunde", da ging es nur um Mann und Frau. Wir hatten in „Ethik" das Thema „Liebe und Partnerschaft", da ging es nur um Mann und Frau. Und mir ist das so im nachhinein mal aufgefallen, dass es so völlig außen vor war, dass es irgendwie nie darum ging Frau und Frau oder Mann und Mann oder auch Transgender, also irgendwie ist es in der Schule völlig weg geblieben." (Henrike, 27 Jahre)

Den Vorstellungen der Jugendlichen nach sollten LSBT* Themen im Unterrichtskontext selbstverständlich und unaufgeregt mitgenannt werden (z. B. in Aufgabenstellungen in Mathematik und Englisch) und in Fächern, die sich dafür anbieten, umfassender besprochen werden (z. B. in Ethik, Biologie, Sozialkunde, Recht).

„Also ich fände es halt schon wichtig, dass in der Grundschule, zum Beispiel wenn irgendwelche Matheaufgaben gestellt werden, dass nicht immer nur gesagt wir „Mama, Papa, Kind", sondern dass vielleicht auch mal „Zwei Mamas mit Kind" oder „Zwei Papas" oder auch mal eine „Alleinerziehende Mutter", das ist ja genau das Gleiche, das ist einfach alles einfach, immer nur „Mutter, Vater, Kind" und alles was drüber hinausgeht, ist irgendwie seltsam." (Nadine, 21 Jahre)

In der Online-Befragung gibt mehr als die Hälfte der Jugendlichen an (61 %), durch ein Coming-out Probleme im Bildungs- oder Arbeitsbereich zu befürchten. Sorgen sind hier u. a. negative Reaktionen und fehlende Akzeptanz von Mitschüler_innen bzw. Kolleg_innen, schlechtere Beurteilungen der eigenen Leistung durch Lehrer_innen oder Vorgesetzte, Schwierigkeiten in einer Leitungsfunktion, eine Überbetonung der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität gegenüber den beruflichen Leistungen. Dass diese Sorge nicht unbegründet ist, zeigt sich daran, dass vier von zehn Jugendlichen (44 %) angegeben haben, in der Vergangenheit Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität im Bildungs- oder Arbeitskontext erlebt zu haben. Das Belastungserleben durch Diskriminierungserfahrungen an Bildungsorten ist bei den 14- bis 17-Jährigen sowie bei Jugendlichen mit niedrigem Bildungsabschluss am höchsten. Die 14- bis 17-Jährigen bewerten ein Coming-out im Bildungskontext im Vergleich zu Älteren deutlich schwieriger. Neben expliziten Schmähungen erlebten Jugendliche an Bildungs- und Arbeitsorten vor allem ein unangemessenes Interesse an ihrem LSBT* Sein sowie Erfahrungen sozialer Ausgrenzung (Abb. 8).

Abbildung 8: Diskriminierungserfahrungen in Bildungs- und Arbeitsstätten (N = 2.217) (Mehrfachantworten waren möglich); Quelle: DJI-Studie Coming-out 2015



Für trans* Jugendliche zeigt sich Diskriminierung zudem häufig in alltagsnahen Situationen, in denen die Transgeschlechtlichkeit nicht beachtet bzw. explizit ignoriert wird:

„Man hat mir Schlüssel verweigert für die Damentoilette. Also die Damentoiletten sind bei uns abgeschlossen gewesen, bei der Firma halt. Weil es schon zu Vergewaltigungen kam, was weiß ich. […] man hat mir Umkleiden verweigert. Man hat mir neue Arbeitskleidung verweigert […]" (Evelyn, 19 Jahre)

Häufig nutzen Jugendliche eine Veränderung in ihrer schulischen oder beruflichen Laufbahn, um ihre sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität erstmals zu leben. Da der Beginn an einer universitären oder betrieblichen Ausbildungsstelle mit einem Wohnortwechsel verbunden sein kann, nutzen z. B. trans* Jugendliche diese Veränderungen, um erklärungsfrei in ihrem tatsächlichen Geschlecht leben zu können. Für lesbische, schwule, bisexuelle und orientierungs*diverse Jugendliche eröffnet sich durch einen Ortswechsel die Möglichkeit, sich in einem neuen Umfeld schrittweise ein der sexuellen Orientierung entsprechendes Leben zu erarbeiten.



Fußball und Sport

Die Erzählungen der Jugendlichen zeigen, wie stark Fußball Erwartungen an bestimmte Geschlechterrollen prägt und transportiert. Männliche Jugendliche werden als „unmännlich" und „schwul" verspottet, wenn sie nicht oder nicht gut Fußball spielen bzw. sich nicht für Fußball interessieren. Weiblichen Jugendlichen wird die genormte „Weiblichkeit" abgesprochen, sie werden als „Mannsweiber" oder „Lesben" bezeichnet, wenn sie Fußball spielen. Die starre binäre, geschlechtliche Zuordnung und daran geknüpfte Erwartungen und Stereotype geben vor, welche Sportarten „typisch weiblich" oder „typisch männlich" sind. Das Nichterfüllen dieser Erwartungen ist vielfach mit Ausgrenzungserfahrungen verbunden. Für Jugendliche ist es kaum möglich, sich insbesondere in schulischen Situationen diesen körperbezogenen Maßstäben zu entziehen. Gerade für trans* oder gender*diverse Jugendliche ist der zweigeschlechtliche Schulsport und die damit verknüpfte gemeinsame Nutzung von Umkleidekabinen eine individuell auszuhandelnde Entscheidungssituation und Herausforderung. Sie verzichten teilweise seit der Kindheit auf sportliche Aktivitäten (z. B. schwimmen zu gehen), weil die zwingende Relevanz einer Geschlechtlichkeit, der sie nicht angehören, unangenehm und schambesetzt ist.

„[…] dass ich halt nicht schwimmen gehen kann. Oder zum Beispiel, ich wollte immer gerne in einen Fußballverein, habe mich aber nie angemeldet." (Eric, 21 Jahre)



Transition:

Erfahrungen der Jugendlichen bei medizinischer und oder rechtlicher Geschlechtsanpassung

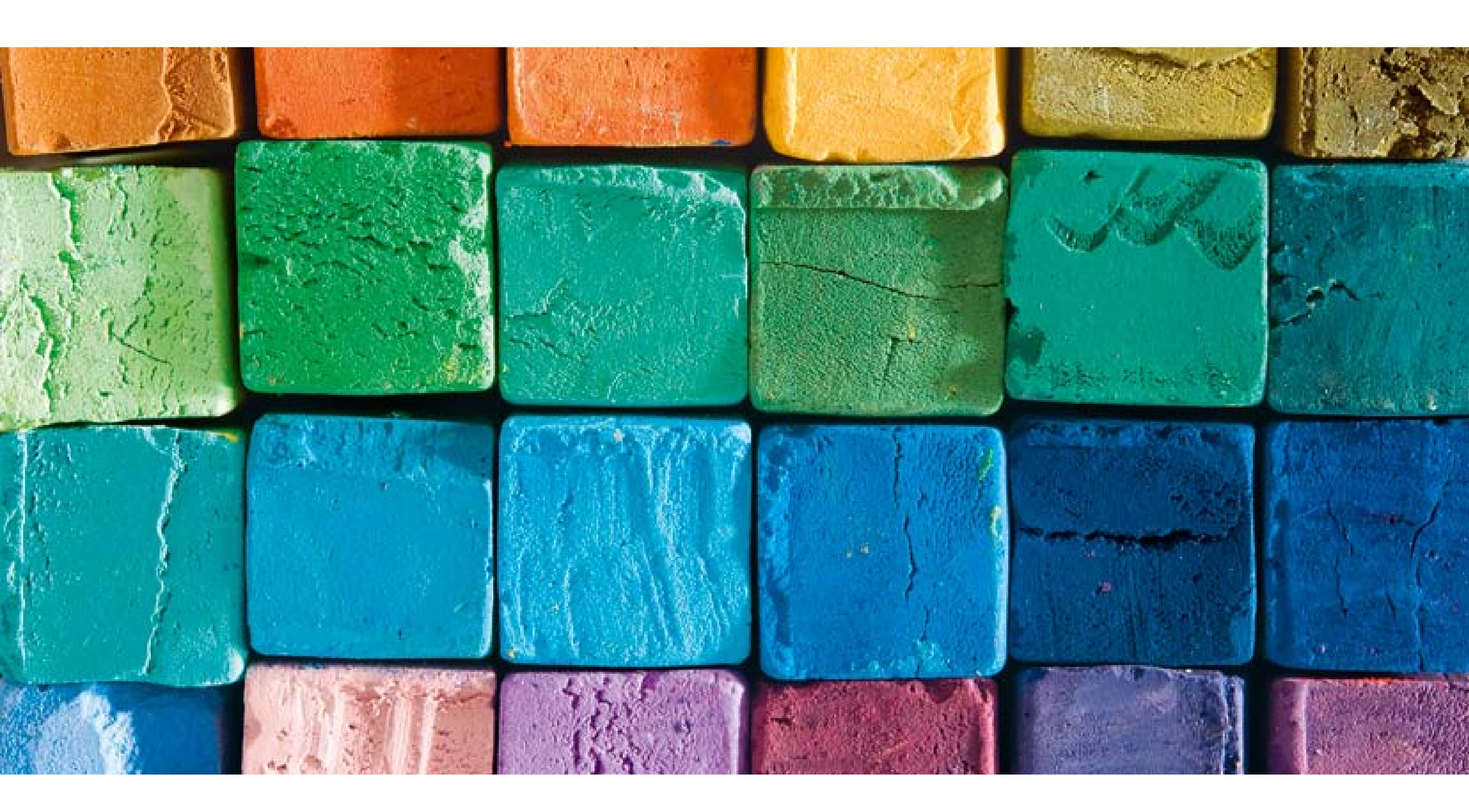
Jugendliche, die sich auf den Weg einer rechtlichen und oder medizinischen Geschlechtsanpassung machen wollen, stehen zunächst vor der Herausforderung, sich einen Überblick über die verschiedenen Möglichkeiten und komplexen Voraussetzungen zu verschaffen. Der medizinische Handlungsrahmen zur Geschlechtsanpassung umfasst Möglichkeiten der Hormonregulierung sowie operative Maßnahmen. Bei der hormonellen Therapie können gleichzeitig gegengeschlechtliche Hormone eingenommen und die Produktion der körpereigenen Hormone unterdrückt werden. Erfolgt die Unterdrückung der körpereigenen Hormone zu einem relativ frühen Zeitpunkt der Adoleszenz, kann die Ausprägung von nicht gewünschten geschlechtsspezifischen äußerlichen Körpermerkmalen vermindert werden (z. B. die Entwicklung von Stimmbruch oder Körperbehaarung). Bei geschlechtsangleichenden Maßnahmen ist zwischen Operationen am Oberkörper und an den Genitalien zu unterscheiden. Bei Trans*-Männern können die weiblichen Brustdrüsen und Brüste entfernt, bei Trans*-Frauen können Brüste aufgebaut werden. Bei genitalangleichenden Operationen werden die vorhandenen inneren und äußeren Geschlechtsorgane entfernt und weibliche bzw. männliche Geschlechtsorgane rekonstruiert. Für diese Operationen sind umfangreiche ärztliche Indikationsgutachten ebenso erforderlich wie eine verpflichtende Psychotherapie und ein sogenannter „Alltagstest“ (öffentlich leben im tatsächlichen Geschlecht), um eine Kostenübernahme durch die Krankenkasse zu erhalten. Welche Schritte die Jugendlichen gehen, ist eine individuelle Entscheidung (Tab. 1).

Tabelle 1: Rechtliche oder medizinische Verfahren im Transitionsprozess (N = 289); Quelle: DJI-Studie Coming-out 2015

Angaben in Prozent	ja, habe ich abgeschlossen	ja, bin ich gerade dabei	nein, habe ich noch vor	nein, will ich nicht	nein, kann ich nicht
amtliche Vornamensänderung	25,8	14,4	42,3	13,8	3,7
amtliche Personenstandsänderung	25,5	15,1	40,9	12,8	5,7
hormonelle Maßnahmen	16,4	31,5	34,6	14,8	2,7
operative Maßnahmen	7,4	15,8	55,9	17,5	3,4

Bei einem Transitionswunsch muss eine kompetente, örtlich erreichbare und zeitlich verfügbare medizinische Fachkraft gefunden werden, was oft eine schwierige und zeitintensive Aufgabe ist. Insbesondere der erste Kontakt mit einem_r Ärzt_in oder Therapeut_in bietet für viele, vor allem für jüngere trans* Jugendliche nicht die erwartete Hilfe.

„Und ich dachte, ok, wenn ich dem das sage, dann kann ich damit irgendwie anfangen. Aber der hat halt, so gesagt „Ok, da weiß ich jetzt auch nicht, was wir da machen“. Und dann hat er mir irgendwie … ganz weit weg, wo ich nicht mal hätte hinkommen können, so aus dem Internet, also der hat dann wirklich im Internet irgendwie gegoogelt, während er mit mir da saß und hat mir irgendwie von so einer Selbsthilfegruppe irgendwas ausgedruckt.“ (Fiona, 21 Jahre)



Jenseits der Erstkontakte berichten in der Online-Befragung drei Viertel der trans* Jugendlichen (73%), dass die Ansprechpartner_innen im medizinischen Bereich gut über das Thema geschlechtliche Identität informiert waren. Ein Viertel der trans* Jugendlichen (27%) erlebt jedoch, dass die entsprechenden Personen schlecht bzw. gar nicht informiert waren. Die Erfahrungen in anderen Bereichen, z. B. bei Gericht und bei Ämtern, sind nahezu identisch. Ist eine passende medizinische Fachkraft gefunden, so ist das für viele trans* Jugendliche eine bedeutsame Hilfe auf ihrem Weg der Geschlechtsanpassung. Neben der Versorgung mit Informationen und notwendigen Indikationsschreiben ist vor allem die Akzeptanz und Unterstützung der Transgeschlechtlichkeit wichtig.

Die für die rechtliche Anpassung des Personenstandes notwendige psychologische Begutachtung ist für fast die Hälfte der trans* Jugendlichen (46%) ein belastendes Verfahren. Manche berichten von unverhältnismäßig langen Sitzungen zur Begutachtung, nahezu alle fanden die Fragen stellenweise zu intim und detailliert, z. B. im Hinblick auf Fragen zu Sexualität oder möglichen Missbrauchserfahrungen in der Kindheit.

Die aufwendigen Schritte zur Beantragung medizinischer Maßnahmen (z. B. geschlechtsangleichende Operation) stellen Herausforderungen dar. Die Erbringung der Nachweise für eine Zustimmung durch die Krankenkasse zur Kostenübernahme nimmt zusätzlich viel Zeit und Kraft in Anspruch, indem Bescheide beharrlich und aktiv eingefordert werden müssen.

„Und die eigentliche Beantragung [Anm.: für die Kostenübernahme medizinischer Maßnahmen durch die Krankenkasse], da brauchte ich ja wieder zwei Gutachten, was ich nicht wusste, ich dachte nur eins […] Dann musste ich also zu noch, zu einer Psychiaterin, die wollten eines vom Psychologen haben und eines von einem Psychiater. Keine zwei Psychologen, das geht nicht […] Dann hatte ich fünf Tage vor dem OP-Termin die Bescheinigung […] Also es war extrem knapp." (Alexandra, 20 Jahre)

Haben die Jugendlichen den Weg einer medizinischen und rechtlichen Geschlechtsanpassung abgeschlossen, zeigt sich deutlich die Erleichterung, die sie darüber empfinden, dass sie in Zukunft einen Alltag entsprechend ihrer geschlechtlichen Empfindung führen können.

„Erstgeburt sage ich dazu, ich habe zuvor eigentlich nicht gelebt, ich habe vegetiert. […] Ja, das ist, es ist, die Gefühle sind extrem zu beschreiben, weil es einfach so eine Mischung aus Erleichterung, Glücklichkeit und Fertigkeit, weil du einfach keine Kraft mehr hattest, und das lagert sich alles auf." (Evelyn, 19 Jahre)

6 Strategien und Handlungsbedingungen von Jugendlichen

Eine wesentliche Frage in diesem Projekt war, wie LSBT* Jugendliche ihr Coming-out gestalten. Mit welchen individuellen Strategien arrangieren sie ein inneres und äußeres Coming-out? Wie bewältigen sie Probleme und mögliche Diskriminierungserfahrungen? Dabei sind die Strategien, mit denen die Jugendlichen aktiv handeln (Handlungsstrategien) von Strategien zu unterscheiden, bei denen in gedanklichen Auseinandersetzungen Dinge interpretiert, erklärt, kurz gesagt, gedeutet werden (Deutungsstrategien). Außerdem ist von Interesse, welche Bedingungen einen, aus Sicht der Jugendlichen positiven Coming-out-Verlauf begünstigen bzw. erschweren.

Suche nach emotionalem Rückhalt, Informationen und Raum für eigenes Engagement

Hinsichtlich der Frage, was ihnen während des ersten Coming-outs geholfen hat, ist es für die Jugendlichen entscheidend, mit jemandem über ihre Gefühle sprechen zu können. Für über drei Viertel der Jugendlichen (76%) ist das eine wesentliche Unterstützung. Kontakt mit anderen LSBT* Jugendlichen und Erwachsenen zu haben, ist ein weiterer wichtiger Aspekt: Zwei Drittel (64%) der trans* und gender*diversen Jugendlichen haben diesen Kontakt gesucht, bei den lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen sind es vier von zehn (40%). Außerdem ist es wesentlich, Informationen zu LSBT* Themen zu haben: Dies sagen sechs von zehn trans* oder gender*diversen Jugendlichen (58%) und vier von zehn lesbischen, schwulen, bisexuellen oder orientierungs*diversen Jugendlichen (36%). Selbst aktiv zu werden, sich zu engagieren und LSBT* Themen in alltäglichen Situationen im Internet (z. B. über Blogs oder YouTube-Videos) oder der Schule (z. B. über Projekttage, Referate) sichtbar zu machen, erlebt ebenfalls ein Teil von ihnen als entlastend und unterstützend.

Vermeidungsstrategien

Eine häufige und damit offensichtlich notwendige Strategie der Jugendlichen sind Vermeidung und Verzicht. Viele Jugendliche sprechen lange Zeit mit niemandem über ihre Gefühle und vermeiden so, dass ihre Befürchtungen, wie z. B. Ablehnung durch Familienmitglieder oder Freund_innen, wahr werden. Sie arrangieren sich bestmöglich mit der ihnen zugeschriebenen geschlechtlichen oder sexuellen Rolle, erfüllen dazugehörige Erwartungen, unterdrücken aktiv ihr eigenes Erleben und verzichten so darauf, ihren tatsächlichen sexuellen und oder geschlechtlichen Empfindungen entsprechend zu handeln. Darüber hinaus vermeiden viele Jugendliche, Diskriminierungserfahrungen überhaupt zu erleben. Sie zeigen z. B. ihre gleichgeschlechtliche Orientierung oder ihre tatsächliche geschlechtliche Zugehörigkeit nicht in der Öffentlichkeit.

„Und mein Freund wollte halt nicht, dass wir so auf der Straße halt zum Beispiel händchenhaltend rum gehen oder uns küssen oder so. […] Und in der Zeit gab's halt auch dadurch keine negativen Erfahrungen. […] Aber jetzt bin ich seit einem Monat in einer neuen Beziehung und wir tragen es halt sehr offen so nach außen […] jetzt was Händchen halten oder küssen oder so betrifft. Und da war es jetzt so, dass wir tatsächlich in diesem Monat schon vier Situationen eigentlich erlebt haben, die ich so als negativ bezeichnen würde."(Bjarne, 21 Jahre)

Strategische Planung des Coming-outs

Das erste äußere Coming-out ist oft strategisch geplant. Die Jugendlichen sammeln Informationen, die ihnen das Erklären durch passende Argumente erleichtern können. Sie suchen aktiv nach Rückhalt und Austausch mit Anderen und erlangen so eine ausreichende Sicherheit, um ein Coming-out umsetzen zu können.

„Habe ich dann gesagt „Ok, ich versuche jetzt, mit meinem Berufsschullehrer, mit den ganzen Unterlagen, die ich bis jetzt habe, das so zu machen, dass ich vielleicht das nächste Zeugnis schon auf meinen richtigen Namen bekomme“. Und er war sehr tolerant und hat gesagt „Ok, auch ohne Gericht, ich sehe das in Deinen Unterlagen, und Du warst schon immer so, ich mache das auf dem kurzen Dienstweg, unter der Hand.“ (Evelyn, 19 Jahre)

Viele trans* und gender*diverse Jugendliche berichten, dass sie eigentlich mit ihrem Coming-out Glück hatten und es „noch viel schlimmer hätte sein können“. Ihnen sind, meist aus Online-Netzwerken, „Horror-Geschichten“ bekannt. An diesen orientieren sie sich und ordnen ihre eigenen Erfahrungen als (noch) positiv ein.

Viele Jugendliche akzeptieren, dass ihre Eltern nach einem Coming-out Zeit brauchen, um sich auf diese, für sie neue Situation einzustellen. Eine falsche Pronomen-Verwendung wird von trans* und gender*diversen Jugendlichen vorübergehend hingenommen, auch wenn sie sich eine größere Akzeptanz bzw. Achtsamkeit wünschen.

„Naja, meine Eltern bleiben einfach konsequent bei „sie“, aber ich glaube, also mein Vater gibt sich halt irgendwie Mühe, dass es […] sich ändert, der schreibt bei Briefen einfach beide Namen drauf. […] Ich habe dann noch gesagt, dass sie Zeit haben irgendwie, um damit klarzukommen.“ (Fredi, 21 Jahre)

Strategien zur Verarbeitung negativer Erfahrungen

Jugendliche verarbeiten negative Erfahrungen und Diskriminierungen über verschiedene Deutungsstrategien (z. B. Relativierung, Idealisierung oder Legitimierung). In den Interviews wurde deutlich, dass es vielen gelingt, in intensiver gedanklicher Auseinandersetzung die Dinge für sich weitgehend wieder „geradezubiegen“. So sind für einige Jugendliche „dumme“ Kommentare, abwertende Blicke in der Öffentlichkeit oder intime Fragen von kaum bekannten Personen kein großes Problem (mehr). Sie beschäftigen sich nicht weiter damit oder bagatellisieren das Erlebte. Durch diese Strategie der Relativierung stellen diese Erfahrungen keine größere Belastung (mehr) dar. Sie sind vielfach daran gewöhnt und entsprechend „abgehärtet“.

„Es stört mich, aber es ist, man härtet da ab, man härtet da ab. Zumindest reagiere ich nicht mehr gereizt oder so, dass ich mich wirklich dann stundenlang unangenehm fühle. Man korrigiert eine Person […] Aber ansonsten, man ignoriert das dann größtenteils.“ (Kim, 18 Jahre)

Was hilft? Förderliche Bedingungen für ein Coming-out

Die beschriebenen Strategien sind an günstige und ungünstige Bedingungen geknüpft, die den Handlungsrahmen der Jugendlichen bilden. Diejenigen, die ihre Coming-out-Erfahrungen als überwiegend positiv einordnen, verfügen meist über eine ausgeprägte Selbstwirksamkeit.

„Schule habe ich auch, das habe ich auch alles, also ich habe da wirklich, ich habe das wirklich komplett allein durchgezogen irgendwie.“ (Dennis, 21 Jahre)



Viele Jugendliche sind in der Lage, Schwierigkeiten im Coming-out-Prozess zu überwinden. Zentral ist, dass sie ihr sexuelles und geschlechtliches Erleben für sich verstehen und so auch anderen erklären können. Die Kompetenz, sich Informationen zu beschaffen sowie sich mit anderen Personen zu vernetzen bzw. in Kontakt zu treten, ist somit eine wichtige, förderliche Bedingung dafür, dass ein Coming-out im Sinne der Jugendlichen positiv verlaufen kann. Viele Jugendliche sind geschickt darin, notwendige Dinge zu arrangieren (z. B. Kostenübernahme durch die Krankenkasse). Sie suchen sich aktive Unterstützung und sind in der Lage, negative Erfahrungen zu verarbeiten. Dabei achten sie auf ihre persönlichen Ressourcen, wodurch es ihnen oft gelingt, handlungsfähig zu bleiben und nicht an Hindernissen zu scheitern.

„Also, ich habe mich zuvor bei einer Kameradin schon geoutet gehabt, weil ich brauche jemand einfach, der im Notfall auch hinter mir stehen würde, dachte, die ist gut, und der habe ich schon so ein bisschen angedeutet […] Nachts um Zwei erreicht mich halt dann eine SMS, dass sich alle nur noch lobend über mich äußern." (Evelyn, 19 Jahre)

Eine hinderliche Bedingung ist z. B. die Konfrontation mit bestehenden, meist klischeehaften oder schlicht falschen Annahmen und Vorstellungen von LSBT* Lebensrealitäten bzw. der Erwartung an „typische" Geschlechterrollen.

„Und sie meinte halt, als erste Reaktion [Anm. auf das schwule Coming-out] „Ja, aber Du weißt ja, pass auf, wegen der Krankheiten."" (Bjarne, 21 Jahre)

Viele Jugendliche müssen in ihrem Umfeld aufklären, falsches Wissen berichtigen und sich mit abwertenden Stereotypen auseinandersetzen. Wenn in entscheidenden Lebensbereichen wie der Familie, an Bildungs- oder Arbeitsorten ein aufgeklärtes, annehmendes und wertschätzendes Klima herrscht, ist dies eine förderliche Bedingung dafür, dass ein Coming-out nach Einschätzung der Jugendlichen positiv verlaufen kann.

„Aber insgesamt, also jetzt, wenn ich jetzt so drüber nachdenke, glaube ich, dass wenn ich damals in der Schule irgendwie gesagt hätte, dass ich lesbisch bin, dass es kein Problem gewesen wäre. Also es war keine feindliche Atmosphäre dem Ganzen gegenüber irgendwie." (Carla, 25 Jahre)

Wenn Jugendliche sich nicht als selbstwirksam und handlungsmächtig erleben und keinen Rückhalt in für sie wichtigen Lebenskontexten finden, verläuft das Coming-out in ihren Augen eher negativ.



Diskriminierung in der Öffentlichkeit

„Diskriminierung ist für mich auch gleich eine Verletzung, also ich bin dann innen drin einfach so, es tut einfach weh irgendwie, es ist einfach so ein, ein Stich ins Herz, kann man so sagen, ja." (Emil, 17 Jahre)

Für Menschen, die nicht der sogenannten Mehrheitsgesellschaft angehören, spielt die Auseinandersetzung mit Diskriminierungserfahrungen eine bedeutende Rolle. Insgesamt berichten acht von zehn der befragten Jugendlichen (82%), mindestens einmal Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität erlebt zu haben. Trans* und gender*diverse Jugendliche sind dabei noch häufiger von Diskriminierung betroffen als lesbische, schwule, bisexuelle oder orientierungs*diverse Jugendliche. Diskriminierung findet in unterschiedlichen Kontexten, wie z. B. der Schule/Arbeit, der Familie, im Freundeskreis, im öffentlichen Raum oder in Vereinen statt. Die Bandbreite reicht von Blicken und Bemerkungen, „Witzen", tradierten Klischees und Vorurteilen über Beleidigungen, Beschimpfungen, Ausschluss aus sozialen Kontexten, rechtlicher und gesellschaftlicher Benachteiligung bis hin zur Androhung bzw. Umsetzung von Sachbeschädigung und körperlicher Gewalt. Die Empfindung der einzelnen Person ist dabei der Maßstab für das Diskriminierungserleben. Die Definitionen der Jugendlichen, was für sie Diskriminierung bedeutet, sind hierbei durchaus unterschiedlich.

„Also „Diskriminierung" ist eigentlich eine Empfindenssache vom Einzelnen. Ich würde nicht sagen, dass es da eine hundertprozentige Definition gibt, die für alle gilt. Das ist so ähnlich wie mit Gewalt. Gewalt sagt dir das Opfer, was es ist und nicht die Umwelt. Von daher muss jeder selber wissen, was für ihn Diskriminierung ist und was nicht." (Carla, 25 Jahre)

Die Öffentlichkeit (z. B. Bus, Bahn, Straße, Schwimmbad, Supermarkt) ist ausgehend von den Aussagen der Jugendlichen der Raum, an dem sie am häufigsten Diskriminierung erleben. Mehr als ein Drittel der lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen (38%) beschreibt, hier Diskriminierung erfahren zu haben. Bei trans* und gender*diversen Jugendlichen ist es die Hälfte der Teilnehmer_innen (50%). Jugendliche in Großstädten erleben Diskriminierung in der Öffentlichkeit am häufigsten. Jede_r dritte Jugendliche gibt an, in der Öffentlichkeit wegen der eigenen sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität sexuell belästigt oder beleidigt worden zu sein, bei den trans* weiblichen Jugendlichen sogar jede Zweite. Die von mehr als einem Drittel (36%) der Jugendlichen formulierte Befürchtung, nach einem äußeren Coming-out sexuelle Beleidigungen oder Belästigungen zu erfahren, zeigt sich als durchaus berechtigt. Zudem sind die sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität nicht die einzigen Gründe, warum die Jugendlichen Diskriminierung erlebt haben. Hier berichtet rund die Hälfte der Teilnehmer_innen von Diskriminierungen aufgrund ihres geschlechtlichen Auftretens, weil sie nicht „typisch weiblich" oder „typisch männlich" wirken. Auch soziale Herkunft, ethnische oder kulturelle Zugehörigkeit, Beeinträchtigung oder Behinderung, Religionszugehörigkeit, Sprache sowie Hautfarbe sind Aspekte, aufgrund derer Jugendliche aus der Studie Diskriminierung erfahren haben. Diese geht sowohl von Menschen in ihrem sozialen Umfeld als auch, gerade im öffentlichen Bereich, von ihnen unbekannte Personen aus.

7 Handlungsbedarfe: Was bleibt zu tun?

Wie die Ergebnisse zeigen, erleben Jugendliche, deren sexuelles oder geschlechtliches Erleben sich nicht entlang heteronormativer Erwartungen entwickelt, die Zeit ihres inneren und äußeren Coming-outs ambivalent. Einerseits ist sie ein wichtiger Schritt der Autonomie- und Identitätsentwicklung, andererseits ist sie vielfach mit Unsicherheiten und Ängsten verbunden. Insbesondere der mitunter lange Zeitraum der Bewusstwerdung stellt für viele eine Belastung dar. Die anhand der Studienergebnisse erarbeiteten Handlungsbedarfe zeigen, wo Veränderungen notwendig sind, damit diesen Jugendlichen Unterstützung, Beteiligung und Chancengleichheit in ihrem Aufwachsen möglich werden.

Digitale Medien als Ressource ausbauen

Das Internet ist Hauptinformationsquelle der Jugendlichen. Um gerade zu Beginn der Bewusstwerdung schnell und einfach an seriöse Informationen zu gelangen, bedarf es Internetpräsenzen, die bestehende Beratungs- und Freizeitangebote für lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und queere[5] Jugendliche auf lokaler Ebene bündeln und allgemeine sowie rechtliche/medizinische Informationen bereithalten. Zudem benötigen sie, neben Beratungsmöglichkeiten vor Ort, niedrigschwellige und anonym erreichbare Anlaufstellen im Netz, die ihren Lebensrealitäten entsprechen und an die sie ihre Fragen richten können (z. B. Beratung per Mail oder Chat).

Freizeit- und Beratungsangebote weiterentwickeln, ausbauen und unterstützen

Freizeit- und Beratungsangebote, die sich dezidiert an junge Lesben, Schwule, Bisexuelle, trans* und queere Jugendliche richten, sind nicht für alle, die sie nutzen wollen, erreichbar (z. B. weil sie zu weit entfernt sind). Umso wichtiger ist es deshalb, dass sich allgemeine Einrichtungen gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt öffnen, Mitarbeiter_innen sensibilisieren und fortbilden und ihre Angebote anpassen, damit diese unabhängig von der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität von allen Jugendlichen genutzt werden können. So kann kompetente Unterstützung bzw. Beratung vor Ort erfolgen, auch wenn keine spezifischen LSBT* Angebote existieren. Im Kontext von Freizeiteinrichtungen bedeutet dies auch, die offene Haltung des Trägers sichtbar zu machen und für entsprechende Akzeptanz seitens der Besucher_innen zu sorgen (z. B. im pädagogischen Alltag die offene Einstellung der Einrichtung zu zeigen oder Projekte zum Thema durchzuführen). Bestehenden spezifischen Angeboten für Jugendliche, deren sexuelle oder geschlechtliche Identität nicht heteronormativen Erwartungen entspricht, sollte es möglich sein, weiterhin geschützte Räume für diese Jugendlichen zu bieten, um auf deren individuelle Bedarfe bzw. Themen eingehen zu können. Unterstützung durch niedrigschwellige Zugänge und Kontaktmöglichkeiten (z. B. Coming-in-Angebote, Begleitung durch heterosexuelle Freund_innen ermöglichen) sowie LSBT* Beratungsangebote für Jugendliche (und gegebenenfalls Familienmitglieder) bieten zusammen mit gemeinsamer Freizeitgestaltung und Engagement einen Rahmen, in dem die Besucher_innen Empowerment erleben.



Realistische Rollenvorbilder sichtbar machen

Das innere Coming-out ist, wie die Daten zeigen, eine oft lange Zeit der Unsicherheit. Ein Grund dafür ist, dass Jugendliche in einem heteronormativen Umfeld aufwachsen, in dem sie über Lebensweisen, die sich nicht an diesen Normen orientieren, häufig keine bzw. keine realistischen Vorstellungen entwickeln können. Während ihrer Bewusstwerdung können sie sich deshalb nur daran orientieren, wie sie *nicht* sind bzw. sein wollen. Für Jugendliche, die nicht-cisgeschlechtlich oder nicht-heterosexuell sind, ist dieses fehlende Wissen problematisch. Neben der Sorge, wie ihre Umwelt auf ein Coming-out reagieren wird, wissen sie zudem selbst nicht, was „auf sie zukommt". Wichtig wäre somit, die Vielfalt individueller Lebensentwürfe sichtbar zu machen, die sich abseits medialer Inszenierung, Klischees und gesellschaftlicher Vorstellungen darüber bewegen, wie „die" Lesben, Schwulen, Bisexuellen, trans* und queeren Personen leben. Jugendliche profitieren von lebensnahen Modellen und Erfahrungen, die sich nicht nur um einen „idealtypischen" Coming-out-Verlauf ranken und die Individualität und Entscheidungsfreiheit des_der Einzelnen in den Mittelpunkt stellen.

Diskriminierung in Schule, Ausbildung, Hochschule und Arbeit abbauen, Vielfalt fördern

Für Bildungseinrichtungen und Arbeitskontexte zeigt sich, dass LSBT* Lebensweisen kaum diskutiert werden und Jugendliche aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität Diskriminierung erleben. Die Berücksichtigung von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in Unterrichtsmaterialien, im Rahmen von Projekttagen oder Aufklärungsprojekten führt zu einer Sichtbarkeit und Auseinandersetzung mit diesen Themen. Zusammen mit Weiterbildungen für Lehrer_innen, in denen sowohl inhaltliche als auch pädagogische Fragen zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt und darauf bezogene Diskriminierung beleuchtet werden, können Schulen und Ausbildungseinrichtungen angenehmere Orte für junge Lesben, Schwule, Bisexuelle, trans* und queere Jugendliche werden.

Fachkräfte qualifizieren

Fachkräfte, die mit Jugendlichen arbeiten (z. B. als Erzieher_in, Lehrer_in, Ärzt_in, Therapeut_in, Berufsberater_in, Ausbilder_in, Sozialpädagog_in, Verwaltungsfachkraft, Trainer_in), arbeiten immer auch mit lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* oder queeren Jugendlichen – viele wissen es nur nicht. Sie orientieren ihr Handeln, sei es implizit oder explizit, häufig an den Lebensrealitäten und Bedarfen von heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Jugendlichen. Um Sensibilität und Wissen über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt zu erhöhen, sollten in entsprechenden Berufsfeldern Fortbildungen intensiviert bzw. Lehrinhalte in Studiengängen (z. B. Pädagogik, Psychologie, Medizin, soziale Arbeit, Lehramt) und beruflichen Ausbildungen (z. B. zur_zum Erzieher_in, Kinderpfleger_in, Hebamme, Krankenpfleger_in) verpflichtend implementiert werden. Für Mitarbeiter_innen der Jugendhilfe gelten diese Anforderungen in besonderer Weise.

5 Hierzu zählen die beiden Gruppen der orientierungs*diversen und gender*diversen Jugendlichen.

Die Gesellschaft informieren und fordern

Ebenso wie die Jugendlichen selbst braucht auch die Gesellschaft angemessene Informationen darüber, wie Lebensentwürfe außerhalb heteronormativer Vorstellungen aussehen. Aufklärung zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt und Sichtbarkeit von alternativen Lebensformen trägt dazu bei, Ressentiments zu begegnen und Klischees zu relativieren. Entsprechende Informationsvermittlung (z. B. durch Kampagnen, realistische Darstellungen in den Medien oder Antidiskriminierungsarbeit) trägt zur Sensibilisierung auf allen gesellschaftlichen Ebenen bei. Ein offenes, gesellschaftliches Klima bewirkt, dass lesbische, schwule, bisexuelle, trans* oder queere Personen im Alltag sichtbarer werden. Dies unterstützt wiederum den Abbau von Ängsten und Vorurteilen, wodurch entsprechende Lebensweisen entdramatisiert und enttabuisiert und damit schlussendlich selbstverständlich bzw. alltäglich werden.

Lesbische, schwule und trans* Lebensweisen rechtlich gleichstellen

Lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und queere Jugendliche haben dieselben Lebensträume und möchten die gleichen Chancen und Rechte diese zu verwirklichen, wie andere Gleichaltrige auch. Sie möchten später in Beziehungen Verantwortung füreinander übernehmen oder eine Familie gründen können, in ihrer Freizeit ohne Angst vor Diskriminierung aktiv sein, ihre Schule als angenehmen Lern- und Lebensort erfahren. Um dies zu gewährleisten, müssen rechtliche Ungleichheiten abgebaut werden, die aufgrund der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität eines Menschen bestehen. Hierzu gehören z. B. die rechtliche Gleichstellung der eingetragenen Lebenspartnerschaft in Fragen des Adoptionsrechtes der Lebenspartner_innen bzw. die Öffnung der Ehe, sowie die Depathologisierung von „Trans- und Homosexualität“. Der Zugang zu Krankenkassenleistungen im Rahmen eines Transitionsverfahrens sollte über eine nicht-pathologisierende Diagnose im Sinne der Gesundheitsfürsorge möglich sein.

Vielfalt in sozialwissenschaftliche Jugendforschung inkludieren

Wenn Wissenschaft die Vielfalt der Lebenssituationen von Jugendlichen ernst nehmen will, bedarf es ausreichend differenzierter Erhebungs- und Auswertungsmethoden. Bestehende Forschungskonzepte haben meist eine Ausgangsperspektive, die auf heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit beruht: Bei der Teilnahme an einer Befragung gibt es fast ausschließlich die Geschlechterkategorien „weiblich“ und „männlich“, bei der Formulierung von Fragestellungen werden nahezu ausschließlich heteronormative Lebensweisen vorausgesetzt. Daher gibt es kaum sozialwissenschaftliche Erkenntnisse über die Aufwachsensbedingungen und Lebenssituationen von nicht-cisgeschlechtlichen und nicht-heterosexuellen Jugendlichen. Die vorliegende Studie kann ein Stück dieser Forschungslücke schließen. Allerdings handelt es sich hierbei um eine Momentaufnahme, Erkenntnisse über mittel- und langfristige Entwicklungswege von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen, wie sie für cisgeschlechtliche und heterosexuelle Jugendliche vorliegen, fehlen weiterhin. Die vielfältigen Lebenssituationen der über 5.000 Jugendlichen, die an der DJI-Studie „Coming-out – und dann…?!“ teilgenommen haben, zeigen deutlich, wie wichtig es ist, eine diversitätssensible Perspektive bei der Konzeption von sozialwissenschaftlichen Jugendstudien einzunehmen (Gaupp, 2015).

Literatur

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2013): 14. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Bundestags-Drucksache 17/12200

Gaupp, Nora (2015): Diversität: Multiple Zugehörigkeiten Jugendlicher als Charakteristikum der Jugendphase. Dreizehn – Zeitschrift für Jugendsozialarbeit. Ausgabe 14 (im Druck)

Hurrelmann, Klaus (2013): Lebensphase Jugend: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. 12. Aufl. Weinheim: Juventa

Jäger, Ulla (2004): Der Körper, der Leib und die Soziologie: Entwurf einer Theorie der Inkorporierung. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag

Krell, Claudia (2013): Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen von homosexuellen Jugendlichen in Deutschland. München: DJI

Oerter, Rolf/Montada, Leo (Hrsg.) (2002): Entwicklungspsychologie. Weinheim: Beltz

Fotonachweis:

Titel	# 74193087	© spineyez - Fotolia.com
09	Treppe	© DJI - Deutsches Jugendinstitut
14	# 90559469	© Rawpixel - Fotolia.com
17	# 15131444	© kebox - Fotolia.com
20	# 89212685	© Tamara Kulikova - Fotolia.com
23	# 64326366	© PhotographyByMK - Fotolia.com
25	# 24969580	© womue - Fotolia.com
28	# 54448736	© in-foto-backgrounds - Fotolia.com
31	# 79367923	© stasenso - Fotolia.com
35	Wortwolke	© DJI - Deutsches Jugendinstitut - tagxedo.com (CC BY-NC-SA 3.0)

Abbildung 9: Wortwolke aus über 650 Kommentaren von Teilnehmer_innen der Online-Befragung





An dem bundesweiten Forschungsprojekt „Coming-out – und dann…?!“ nahmen über 5.000 lesbische, schwule, bisexuelle und trans* Jugendliche und junge Erwachsene (LSBT*) im Alter zwischen 14 und 27 Jahren teil. In einer quantitativen Online-Befragung sowie 40 qualitativen Interviews berichteten die LSBT* Jugendlichen und jungen Erwachsenen ausführlich von ihrer Lebenssituation. Diese Publikation fasst zentrale Erkenntnisse über ihre Coming-out-Verläufe sowie ihre positiven und negativen Erfahrungen in wesentlichen Lebensbereichen zusammen. In einer Buchpublikation werden die Ergebnisse 2016 nochmals differenzierter veröffentlicht.

Für Jugendliche und junge Erwachsene, deren sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität nicht der heterosexuellen Zwei-Geschlechter-Norm entspricht, hat die mitunter mehrere Jahre dauernde Zeit ihres Coming-outs einen ambivalenten Charakter. Einerseits ist sie ein wichtiger Schritt der Autonomie- und Identitätsentwicklung, andererseits vielfach mit Unsicherheiten und Ängsten verbunden.

Den Prozess der inneren Bewusstwerdung (inneres Coming-out) erleben LSBT* Jugendliche und junge Erwachsene häufig als kompliziert und belastend: Viele versuchen aus Sorge vor unangenehmen Reaktionen der sozialen Umwelt über einen längeren Zeitraum ihre „wahren Gefühle“ zu unterdrücken. Im Kontext eines möglichen Öffentlich-Machens ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität (äußeres Coming-out) erfahren sie Unterstützung, aber auch Restriktionen. Insgesamt haben acht von zehn befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität Diskriminierung erfahren. Sie sind zu einem großen Teil in der Lage, solche negativen Erfahrungen konstruktiv zu verarbeiten. Unterstützung durch Freund_innen, Familienmitglieder oder Freizeit- und Beratungsangebote für LSBT* Jugendliche und junge Erwachsene stellen dabei eine wichtige Ressource zur Bewältigung dar.

Die Vielfalt der sexuellen und geschlechtlichen Zugehörigkeiten der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die an dieser Studie teilgenommen haben, macht deutlich, wie wichtig eine diversitätssensible Perspektive auf jugendliche Lebenswelten für Politik, Fachpraxis und (Sozial-)Wissenschaften ist, wenn ihre jeweiligen Bestrebungen für alle Jugendlichen und jungen Erwachsenen gelten sollen.

Coming-out – und dann…?!

www.dji.de